Libertas

FREIHEIT, NICHT DIE TOCHTER, SONDERN DIE MUTTER DER ORDNUNG. PROUDHON

1. Jahrgang. BOSTON, MASS., SAMSTAG, den 2. JUNI 1888. Nummer 6.

„Denn stets in deinem Aug, o Freiheit,
Erstrahlt ein hehres Licht, der Welt zum Heil;
Ob du uns tödtest auch, vertraun wir dir."
John Hay.

Auf der Wacht.

Neulich behauptete Jemand mir gegenüber, das geschriebene Gesetz stelle die verkörperte Vernunft dar. Ich aber erklärte diese Behauptung für die verkörperte Unvernunft.

Wie ich der „Freiheit" entnehme, wird der „Alarm" nächstens unter der Leitung von John Most, Dyer D. Lum und Henry London in New York wieder auferstehen und weitergeführt werden.

Höchst nachahmungswert scheint mir der Gebrauch, der jetzt unter Millionären Mode zu werden beginnt, nämlich, die pekuniäre Verantwortlichkeit für radikale oder reformatorische Zeitungen zu übernehmen. So hat der „Open Court" in Chicago seinen Millionär und, wenn sich das Gerücht bewahrheitet, wird auch der jüngst in Chicago entschlafene „Alarm" demnächst wieder in New York unter den Fittichen eines Millionärs zu neuem Leben erwachen. Wo bleibt denn nur unser Millionär? Sollte es etwa nicht bekannt sein, dass an Libertas diese Stelle noch vakant ist? Die Gelegenheit ist günstig.

Ein New Jerseyer Gerichtshof hat entschieden, dass das Testament eines Bürgers jenes Staates, durch welches Henry George eine grosse Geldsumme zur Verbreitung seiner Schriften vermacht wurde, ungültig sei, und zwar aus dem Grunde, weil das Vermächtniss nicht zu erzieherischen und wohltätigen Zwecken, sondern für die Verbreitung von Lehren bestimmt sei, die gegen die Gesetze des Landes verstossen. Wahrscheinlich denkt der Richter, der diese Entscheidung traf, hinsichtlich der Feststellung ökonomischer Wahrheiten gerade wie Herr George hinsichtlich der Beschaffung des Geldes, der Einziehung der Renten, der Beförderung von Briefen und Postsachen, sowie des Betriebs von Eisenbahnen und verschiedenen anderen Dingen denkt, nämlich dass sie zur „natürlichen Funktion der Regierung" gehören. Und in der Tat, wenn Herrn Georges Standpunkt der richtige ist, sehe ich nicht ein, warum derjenige des Richters nicht auch richtig ist. Dennoch gebe ich zu, dass Herr George den Richter treffend als einen „unsterblichen Esel" kennzeichnete.

Die dreizehnte Tagsatzung des nordamerikanischen Turnerbundes, welcher man in turnerischen Kreisen mit so grosser Spannung entgegengesehen hatte, ist nun vorbei und war, obgleich kein unqualifizirter, doch ein alle Erwartungen übersteigender Erfolg für die radikaleren Elemente. Man hat sich seit einiger Zeit so an den Gedanken gewöhnt, dass die ganze Turnerei hoffnungslos der Reaktion verfallen sei, dass selbst ein schwaches Aufleuchten der alten Freiheitsliebe mit Freuden begrüsst wird und den Wunsch erregt, dass es der Vorbote eines neuen Morgengrauens sein möge. In diesem Sinne ist es erfreulich, melden zu können, dass die dumm-reaktionäre Vorlage des Turnvereins von Green Bay, Wisconsin, gründlich abgeblitzt ist, und dass der Versuch, das Bundesorgan der Leitung des Herrn Boppe zu entziehen, misslungen ist. Selbst dem Entrüstungsprotest gegen die Beschuldigung, dass der Turnerbund anarchistischen Ideen zugänglich sei, ist gewissermassen der Stachel genommen durch den Umstand, dass er mit keiner allzu grossen Majorität angenommen wurde. So wäre man denn zu der Hoffnung berechtigt, dass noch genug Sauerteig vorhanden ist, um die alte, todte Masse nochmals unter dem Druck der Ereignisse ins Gähren zu bringen.

Der „Freidenker" ist ein strammer Verfechter des Staats, allerdings nicht des heutigen Staats, sondern eines Idealstaats, in welchem die Begriffe Volk und Regierung sich decken sollen. Da er sich aber die Gesellschaft ohne die Gewalt als einigendes Band nicht vorzustellen vermag, liegt es auf der Hand, dass sein Idealstaat sich nicht wesentlich von dem heutigen Staat unterscheidet. Doch nehmen wir an, es existire ein Unterschied zu Gunsten des „Freidenker"schen Idealstaats, wie er für denselben in Anspruch genommen wird. Dann kann ich es wohl verstehen, dass der „Freidenker" alle Kräfte zur Verwirklichung seines Ideals einsetzt. Nicht verstehen aber kann ich es, wenn er zu gleicher Zeit Massregeln befürwortet, welche hauptsächlich auf eine Vergrösserung der Machtmittel des heutigen Staats hinauslaufen und folglich die Realisirung des idealen Volksstaats in unabsehbare Ferne zu versetzen drohen. Aber dieser Inkonsequenz macht sich der konsequente „Freidenker" schuldig, indem er heute schon energisch für den Staatsbetrieb der Eisenbahnen, Telegraphen, Dampfschiffe, u. s. w., eintritt. Ausserdem auch hinkt die Begründung der Verstaatlichung der Eisenbahnen, u. s. w., seitens des „Freidenker." Er befürwortet diese staatssozialistische Neuerung, weil „Eisenbahnen in Verbindung mit dem Telegraphen nur im Sinne des fortschrittlichen Ausbaues des Strassen- und Postwesens aufgefasst werden können." Hier wird ohne allen Grund die unübertreffliche Vorzüglichkeit der staatlichen Verwaltung des Postwesens vorausgesetzt. Ich verlange vorerst dafür einen Beweis. Bis dieser geliefert ist, schliesse ich mich der gegenteiligen Ansicht Lysander Spooners wie auch Heinzens an, welch Letzterer die wohlbegründete Behauptung aufstellte: „Dass der Staat die Post besorgt, scheint uns mehr eine traditionelle, im despotischen Interesse begründete Einrichtung, als ein Bedürfniss zu sein. Sie könnte ohne Bedenken dem Privatunternehmen überlassen werden, wenn sich der Staat die nötige Garantie sicherte." (Sogar das wäre überflüssig, da schon die freie Konkurrenz für die bestmögliche Verwaltung des Postwesens sorgen würde.)

Die bevorstehende Wahlkampagne.

Obgleich es wahr ist, dass Freihandel als eine ökonomische Massregel, wenn nicht durch andere Reformen ergänzt, den Opfern des heutigen Industriewesens kein Heil bringt und daher, von diesem Gesichtspunkt aus, nicht die Berücksichtigung der wahren Reformfreunde verdient, ist es dennoch nicht zu leugnen, dass eine Wahlkampagne, die sich um die Streitfrage Freihandel gegen Protektion dreht, sich nebenbei von unberechenbarem Wert für die anarchistische Bewegung und die Emanzipation des arbeitenden Volkes erweisen könnte. Dass in der bevorstehenden Kampagne diese Frage den Ausschlag geben wird, ist natürlich sehr unwahrscheinlich. Was immer auch einzelne Demokraten hier und dort sagen und tun mögen, die Parteimaschine und die Hauptmacher und einflussreichsten Organe der sogenannten Demokratie werden niemals zugeben, dass es zu einem offenen und ehrlichen Kampf zwischen Freihandel und Protektion komme. Aber wenn die Republikaner sich beharrlich weigern sollten, die apologetische Haltung der Steuerreformer, sowie ihre Protestationen, dass sie *nicht* zu Gunsten des Freihandels seien, zu berücksichtigen und es dahin bringen sollten, die Demokraten zu zwingen, schliesslich das Banner vollkommenen und absoluten Freihandels zu erheben, so würden sie den Anarchisten einen grossen Dienst erweisen und sich dieselben sehr verpflichten. Die Anarchisten könnten ihnen nicht versprechen, sich als ihre Verbündeten an der Politik zu beteiligen, und ihnen nicht helfen, ihre Gegner zu schlagen, aber sie würden sich gewiss verpflichten, den Demokraten keinerlei Unterstützung und Ermutigung zu geben.

Kein intelligenter Mensch kann sich in eine Diskussion der Tarifffrage einlassen, ohne sich verpflichtet zu finden, seine Ansichten über die fundamentalen Prinzipien der sozialen und politischen Beziehungen auseinanderzusetzen. Den Tariff zu besprechen heisst in Wahrheit die beiderseitigen Vorzüge des Paternalismus und *Laissez faire* zu besprechen. Ein Protektionist, indem er seine Stellung verteidigt, kann sich nicht der Notwendigkeit entschlagen, die kommunistische Auffassung des Individuums und des Staates zu teilen, während ein Freihändler keine fünf Minuten auf die Widerlegung protektionistischer Argumente verwenden kann, ehe er dreist anarchistische Doktrinen ausspricht und verficht. Wie wäre es in der Tat möglich, in einer mehr oder weniger befriedigenden Weise der Protektion das Wort zu reden, ohne auf die Rechte der Allgemeinheit, die angemessene Ausübung von Zwang seitens der Majorität über eine abweichende Faktion, die vernunftgemässe Sphäre der staatlichen Tätigkeit und Kontrole, die heilsamen Wirkungen künstlicher Regulirung und Einmischung in die natürlichen Betätigungen ökonomischer Gesetze, etc., hinzuweisen und darüber zu argumentiren? Auf der andern Seite, wie kann ein nachhaltiger Angriff auf Protektion, eine durchgreifende und konsequente Verteidigung der Freiheit gemacht werden, ohne eine logische Beweisführung zu Gunsten der Spontaneität, der Privatinitiative, der Selbstherrlichkeit des Individuums und der Wohltätigkeit der freien Konkurrenz? Die Vergangenheit hat gezeigt, dass diese Streitfrage nicht erörtert werden kann, ohne Herbeiziehung anderer tiefergreifenderen und wesentlicheren Fragen. Und wir dürfen seitens der Führer und Organe der entgegengesetzten Parteien ein freies Umsichwerfen mit solchen Schlagwörtern wie Kommunist, Sozialist, Paternalist, Anarchist, Individualist, Naturalist, etc., erwarten.

Die Anarchisten können (und sollten deshalb) grossen Nutzen aus einer solchen Kampagne ziehen. Ohne sich nach dem Beispiel Georges und anderer Arbeiterpolitiker zu entehren und zu erniedrigen, können sie dem Kampfe zusehen und, indem sie sich von den Tagesereignissen belehren lassen, die Konzentration der öffentlichen Aufmerksamkeit wahrnehmen und dem Volke die logische Tragweite der in Frage gezogenen Prinzipien zeigen. In öffentlichen Versammlungen und in der Presse können wir sagen, was die Aemterjäger sich veranlasst fühlen, ungesagt zu lassen, und den Beweis führen, dass die wahre Streitfrage zwischen Protektion und Freihandel vom ökonomischen Gesichtspunkt eine Streitfrage zwischen absoluter Freiheit der Industrie und staatlichem Monopol, und vom politischen und ethischen Gesichtspunkt eine Streitfrage zwischen individueller Selbstherrlichkeit und zwangsmässigem Kommunismus ist.

Victor Yarros.

LIEBE, EHE UND EHESCHEIDUNG,

Und die Selbstherrlichkeit des Individuums.

EINE DISKUSSION

ZWISCHEN

Henry James, Horace Greeley und Stephen Pearl Andrews.

HERRN JAMES REPLIK AN DEN NEW YORKER "OBSERVER."

Fortsetzung von No. 5.

Das Christentum, in seiner einzig wahren oder wesentlichen Auffassung, scheint mir ein sehr vollkommenes Leben des Menschen vorauszusetzen oder eines, das sich sicherlich aller professionellen Schurkerei enthält, wie es auch jeden nur professionellen oder individuellen Ehrgeiz enttäuschen wird. Ich gebe zu, dass ich meinem aufdämmernden Verständniss für dieses grossartige Leben schlecht genug Ausdruck verliehen habe. Es ist zuletzt das wahrhaftige Leben Gottes in der Seele des Menschen und man muss es vielmehr mit stammelnden Lippen feiern als ganz zu schweigen. Es läuft einem durch die Adern wie neuer Wein, und wenn die Sprache davon lyrisch und lallend wird, sollte das eher ein Grund zum Lobe des spätgefundenen und authentischen Bacchus sein, als seinem noch ungeformten Anbeter zum Tadel gereichen. Ich habe es versucht, diesen wunderbaren und göttlichen Wein in unsere alten gewohnten Schläuche zu füllen, aber die Schläuche knallen, zischen, sprudeln und springen es von allen Seiten, dass meine Frau, Kinder und Diener lachend protestiren, dass wir keine Ruhe haben werden, bis absolut neue Schläuche herbeigeschafft sind. Aber diese Schläuche können nicht privatim fabrizirt werden. Sie sind so ungeheuer im Umfang und von so kostspieligem Material, dass es alle die Mittel und all den Geist der Gesellschaft erfordert, sie herzustellen. Es schadet doch wirklich nichts, wenn ein geduldiger Bürger wie ich hin und wieder den unverdorbenen Geist seiner Brüder durch Erinnerung aufregt, oder sich zuweilen ein Wort erlaubt über die Form, die dem Fabrikat gegeben werden sollte. Demgemäss lasse ich über diesen interessanten Gegenstand zuweilen in den Spalten der "Tribune" ein Wort fallen, und würde glücklich sein, dasselbe auch in denen des "Observer" zu tun: andeutend wie, nach meinem Dafürhalten, unser guter alter *Familien*schlauch, *Ehe*schlauch und allgemeiner *sozialer* Schlauch—zerstört werden könnten?—nein! vor der Zerstörung *bewahrt*, durch weise und zeitgemässe Gesetzgebung, *erneuert, regenerirt* und *reformirt* werden könnte. Ich bin auch so glücklich, sagen zu können, dass meine Bemühungen immer mehr eine gute Aufnahme zu finden scheinen. Tugendhafte und geborene Presbyterianer sogar, sowol wie einfache uneingereihte Sünder, fangen an, ein Interesse für das anziehende Thema an den Tag zu legen und die Hoffnung auszusprechen, dass gute Früchte aus dessen zeitgemässer Agitation erwachsen mögen. Denn es ist jedem ehrlichen Geiste klar, dass wenn unsere ehelichen, elterlichen und allgemein geselligen Banden ohne Gefahr von dem rein diabolischen Element äusserer Gewalt befreit werden könnten, sie sofort durch ihre eigene, innere, göttliche und unwiderstehliche Lieblichkeit verklärt werden würden.

Hinc illae lachrymae! Das ist die offene Ursache Ihrer Trübsal und die augenscheinliche Quelle Ihres unwirksamen Giftes. Ihr bedauerlicher Selbsterhaltungstrieb lässt Sie erkennen, dass wenn unsere sozialen Verhältnisse einmal geregelt sein werden, nicht durch äussern Zwang, sondern durch eine inhärente, göttliche Notwendigkeit, dem Reiche der Heuchelei und der falschen Prätensionen ein schleuniges Ende bevorsteht. Denn wenn eine lebendige Frömmigkeit einmal den menschlichen Geist durchdrungen hat, eine Frömmigkeit, welche mit dem Dienst der Wissenschaft im Einklang steht, eine Frömmigkeit, welche Gott nicht mehr als die einfach traditionelle Ursache verfallener und ungewisser Glückseligkeiten verherrlicht, sondern als den gegenwärtigen und handgreiflichen Vollbringer göttlichster Werke, — wie da sind die Speisung der hungernden Horden der Erdbewohner, die Bekleidung der Nackten, die Aufklärung der Unwissenden, die Tröstung der Trauernden, das Abwerfen des Joches einer jeden Unterdrückung, die Heilung kranker Gewissen, die Verbannung von Not und Krankheit und Neid, und die Verwirklichung von allgemeinem Ueberfluss, Frieden und Gerechtigkeit, — was, ums Himmelswillen, wird aus der abgestandenen Frömmigkeit, welche sich jetzt nur in der Form von selbstischen, bettelnden Gebeten aushaucht, oder sonst aus den unverschämten Einmischungen in die privatesten Angelegenheiten anderer Leute Seelen?

Ich hatte bis jetzt noch nicht das Vergnügen, irgend welche von Frau Smiths Publikationen zu lesen, und kann deshalb die Aufrichtigkeit Ihrer Zusammenstellung der Arbeiten dieser Dame mit den meinigen nicht beurteilen. Doch insofern ich aus den Zeitungen entnehme, dass diese wohlmeinende Dame auf einem sehr schwierigen Kreuzzug gegen den natürlichen und offenkundigen Unterschied zwischen den Geschlechtern begriffen ist, auf welchen Unterschied ich unterdessen grosses Gewicht lege, so vermute ich, dass Ihr guter Wille in diesem Falle so durchsichtig ist, wie ich ihn auch sonst gefunden habe, und spreche Ihnen demgemäss meinen Dank aus.

Was Ihren Versuch anbetrifft, eine Gemeinschaft des Zweckes und der Richtung anzudeuten zwischen mir und jener Verzweigung Ihrer eigenen religiösen Körperschaft, die als die Oneida Perfectionisten bekannt ist, so kann ich ihn ruhig der Verachtung derjenigen unter Ihren Lesern überlassen, welche die Feigheit würdigen können, womit Sie in leichtfertiger Missachtung des guten Namens Ihres Nachbars die Verläumdung, die Sie nicht offen auszusprechen wagen, andeuten und durchblicken lassen. Diese Leute, wie ich aus ihren eigenen Erzählungen entnehme, sind ultra — das heisst konsequente — Kalvinisten, die in dem Schosse der Lehren, zu denen Sie selbst sich bekennen, die logische Gewährleistung für die Gebräuche finden, die Sie dennoch verdammen. Aus ein paar Gesprächen, die ich mit einigen ihrer Hauptführer hatte, beurteile ich sie als Personen von grosser Aufrichtigkeit, aber beklagenswertem Fanatismus, die zu den Extremen, welche Sie mit solcher Strenge verwerfen, getrieben wurden, weil sie ein Beispiel dessen sind, was Sie nicht sind, — eines logischen Aufgehens in ihren eigenen religiösen Ueberzeugungen. Ich sagte ihnen offen, dass irgend ein Mensch mit gesundem Verstand kurzen Prozess mit seiner Achtung vor einer Göttlichkeit machen würde, die ihren Auserwählten das Vorrecht gibt, ein liederliches Leben zu führen; aber zu gleicher Zeit sah ich, dass sie in keiner Weise dem Tribunal des gesunden Menschenverstandes zugänglich waren. Ein unglücklicher religiöser Fanatismus, die Blüte Ihrer eigenen fundamentalen Prinzipien, hat sie diesem heilsamen Gerichtshof entrückt, und sie müssen hinfüro umherirren, wohin die gütigen Allgewalten — die trotz alledem die Oberherrlichkeit haben, gäbe es noch so viele "Observers" — sie treiben mögen. Aber ich muss zugleich gestehen, dass diese kühnen, unschönen Sektirer mir eines gütigen Mitleids weit würdiger schienen als einer brutalen, öffentlichen Beschimpfung. Sie schienen mir im Grunde ehrliche, aufrichtige Seelen zu sein, aber durch ein wahnsinniges Pflichtgefühl kläglich irre geleitet, und auch zarte Frauen waren unter ihnen, ohne Zweifel voll wahrer, unzerstörbarer Weiblichkeit. Es waren Väter, Gatten, Brüder, gleich mir, entstellt, es ist wahr, durch ein krankhaftes religiöses Gewissen, aber deshalb nicht weniger fähig zu leiden was immer auch ich litt. Und ich konnte nicht umhin, mir zu sagen, wie gewiss werden Irrtümer wie diese, diese armen, schutzlosen Leute der dauernden öffentlichen Verachtung aussetzen, oder, was noch schlimmer ist, vielleicht einen abscheulichen, pharisäischen Pöbel zu verhängnissvollen Gewalttätigkeiten reizen; und wie freudig sollten deshalb gute Menschen jeder Benennung die unvermeidliche Gehässigkeit, worin jene stehen, lieber zu mildern als zu verschärfen suchen! Demgemäss dünkt es mir das unmännlichste Schauspiel, das die Sonne bescheinen kann, eine grosse, erfolgreiche Zeitung, wie der New Yorker "Observer," zu sehen, wie sie die zwei Flügel ihrer wöchentlichen Schwülstigkeit, den "weltlichen" und den "geistlichen," ausbreitet, um sich beherzt auf die ausgehungerte, unschuldige Feldmaus herabzustürzen!

Und das erinnert mich beiläufig daran, die herrliche Nemesis anzubeten — herrlich und gefürchtet! — welche Sie und Ihresgleichen bei jeder Erschütterung der Ansichten unfehlbar dazu treibt, ein bedeutsames Geschrei im Interesse des siebenten Gebots anzustimmen. Woher dieser besondere Eifer, diese ganz übertriebene Hingebung an die Interessen dieser Institution? Haben Sie denn die unerschütterliche Ueberzeugung, dass kein Mensch, sei er auch noch so verfeinert durch den Dienst Gottes und den herrschenden Adel der gesellschaftlichen Gesinnung, von polizeilicher Aufsicht befreit werden könne, ohne sich sofort dem Ehebruch in die Arme zu werfen? Es scheint wirklich so. Doch wenn das Ihre geistige Verfassung ist, so liefert sie nur noch einen treffenden Beweis für die von Ihren Freunden, den Sozialisten, dem Zwang zugeschriebene Macht, die normale Würdigung sinnlicher Genüsse zu erhöhen und zu entflammen.

Und hier lasse ich meine Feder fallen. Ich habe ihr freien Lauf gelassen, um die Entrüstung auszudrücken, die jeder wahre Mann fühlen muss, wenn er sieht, wie eine erhabene öffentliche Stellung, wie die des Redakteurs einer religiösen Zeitung, missbraucht wird zu einer leichtfertigen Beschimpfung eines Privatcharakters und zu einer schändlichen Verhinderung eines humanen Unternehmens.

Ich bin, etc.,

HENRY JAMES.

Dann folgten mehrere Kommunikationen zwischen dem "Observer" und Herrn James, welche hier weggelassen sind. Alles darin, das diese Diskussion angeht, ist in den mit Anführungsstrichen bezeichneten Auszügen enthalten.

II.

FRAGEN AN HERRN JAMES VON HERRN ANDREWS.

NEW YORK, FREITAG, den 26 NOV. 1852.

An den Redakteur der Tribune:

Ich las unlängst in der "Tribune" mit einigem Interesse einen Artikel von Henry James über die Ehefrage, in Erwiederung auf einen Angriff, den der Redakteur des New Yorker "Observer" auf ihn gemacht hatte. Es wäre vielleicht unhöflich, zu sagen, dass ich ganz gleichgültig bin hinsichtlich des Ausgangs des Streites zwischen diesen Parteien. Meine eigenen Ansichten unterscheiden sich bedeutend von denen beider Disputanten. Meine Neugierde, zu sehen, wie er sich halten wird, ist jedoch durch die Stellung, die Herr James einnimmt, angefacht, und ich kann der Versuchung nicht widerstehen, mich mit meinem "Ich hoffe nicht zu stören" ans Fragestellen zu machen. Ohne mich auf das Gebiet der Polemik zu wagen, ist mir als dritter Partei vielleicht das sokratische Vorrecht erlaubt, Schwierigkeiten aufzustellen und um weitere Belehrung nachzusuchen.

Es war ein Ausspruch Daniel Websters, dass "wenn Etwas getan werden muss, ein weiser Mann im Stande sein sollte, zu sagen, *wie* es getan werden muss." Ich kann daher nur hoffen, dass Herr James im Stande sein wird, etwas von dem Dunkel zu lüften, das meine Erkenntniss der Haltbarkeit seiner Stellung umnachtet. Ich muss gestehen, dass indem ich meine Erinnerung seiner frühern Auslassungen in dem "Harbinger" und der "Tribune" über diesen Gegenstand mit der wuchernden, grimmigen Moralität seiner späteren Artikel in der "Tribune" bei Besprechung des Buches von Dr. Lazarus, "Liebe *vs.* Ehe" betitelt, die ich seiner Feder zuschrieb, verglich, ich mir sagte, "Mein Freund, Herr James, nimmt wirklich auf beiden Seiten derselben Frage Stellung." Doch ich sehe jetzt meinen Irrtum ein. Sein jüngstes Manifest definirt ihn in Bezug auf seine Stellung, wenn sich die Stellung selbst als definirbar erweisst. Er ist "ein aufrichtiger, aufgeklärter" Verehrer der Ehe, — in der Tat, ein Verfechter der Institution der Ehe, — doch zu gleicher Zeit befürwortet er völlige Freiheit in der Ehescheidung, nur "vorausgesetzt die Beteiligten verbürgen sich dem Staat gegenüber für die Erhaltung ihrer Sprösslinge." Er ist erstaunt, dass ein intelligenter Mann "keine andere Bürgschaft für die treue Vereinigung von Mann und Frau kennen sollte, als diese, die aus dem Polizeibüreau stammt." In "der Freiheit der rechtskräftigen Ehescheidung innerhalb der Schranken einer vollständigen Sicherstellung der Gesellschaft gegen die Erhaltung der Sprösslinge," wird, nach seiner Ansicht, "der Beweggrund zu gegenseitiger Treue nicht mehr nur in der niederen, gesetzlichen Verpflichtung der Beteiligten bestehen, sondern in deren gegenseitigen Anmut und Humanität."

Indem er alle diese Behauptungen aufstellte, schien es ihm "als lege er das beste Wort für die Ehe ein, das jemals unter den Sternen für sie eingelegt wurde." Er weisst es entrüstet zurück, dass irgend welche Beziehungen zwischen seinen Lehren und der laxeren Art der Moralität, oder der systematischen Vergrösserung der ehelichen Privilegien durch gewisse religiöse Sekten bestehe, welchen er verächtlich alle gesunde Vernunft abspricht, und zwar aus keinem besseren Grund, so fern er uns denselben entdeckt, als dass ihre Ansichten sich von den seinen unterscheiden, und welche er, wie er uns mitteilt, von einer göttlichen Eingebung getrieben, über ihre "liederliche Lebensweise" zu Rede stellte. Da Herr James sich als bereit und fähig erklärt, das lesende Publikum zu belehren, und ferner das Verlangen hat, die "gute kommende Zeit" zu beschleunigen durch Reformirung der Missbräuche in der ehelichen Einrichtung, schmeichle ich mir, dass er sich nicht weigern wird, mir einige Zweifel und ehrliche Schwierigkeiten, die meinem Verständniss seiner Lehren über diesen Gegenstand im Wege stehen, aufzuklären.

Diese Zweifel und Schwierigkeiten sind in den folgenden Fragen niedergelegt:

1. Was hält Herr James für das wesentliche, bestimmende Element der Ehe, für den Kern oder das *sine qua non* der ehelichen Einrichtung *nach* der völligen Beseitigung des charakteristischen Zuges der "gesetzlichen Verpflichtung" oder "äusserlichen Gewalt," durch die Abschaffung aller Gesetze, die dieselbe sanktioniren oder erzwingen, und nach der Beseitigung des Momentes der notwendigen Dauer durch die völlige Freiheit, das Verhältniss augenblicklich durch den Willen der Beteiligten zu lösen? Noah Webster belehrt uns, dass *zu heiraten* "Mann und Frau *für's Leben* zu verbinden und sie, in Uebereinstimmung mit den *Gesetzen* und *Sitten* einer Nation, als Ehemann und Ehefrau zu erklären" bedeutet. Nun ist aber eine jede Einschränkung durch die *Sitte* so sehr eine *äusserliche Gewalt*" wie eine Einschränkung durch das Gesetz, und falls beide Arten von Einschränkung beseitigt sind — das heisst, wenn Mann und Frau sich verbinden ohne Rücksicht auf irgend eine derselben, sondern einfach mit Rücksicht auf ihre gegenseitige individuelle Wahl und Wünsche, und die Verbindung nicht für's Leben stattfindet, sondern nach dem Belieben der Beteiligten wieder gelöst werden kann, — sind beide Glieder der Definition eliminirt, was an die oft angeführte Expurgation der Tragödie des "Hamlet" erinnert. Es scheint mir daher ganz in der Ordnung auf

einer neuen Spezifikation der wesentlichen Elemente der Ehe zu bestehen. Doch ich vergesse, dass Herr James sich noch immer das Gespenst eines gesetzlichen Bandes vorbehält, in der Bescheinigung, die der Gesellschaft als Bürgschaft gegen die Versorgung der Sprösslinge gegeben werden muss. Dies führt mich zu meiner zweiten Frage.

2. Warum — wenn die Erhaltung der unbeirrten Beständigkeit zwischen Mann und Frau ruhig der Obhut "ihrer gegenseitigen inneren Anmut und Humanität" anvertraut werden kann, ohne die Zugabe "niederer gesetzlicher Verpflichtung" — warum kann die Pflege und Erhaltung der Sprösslinge nicht mit derselben Sicherheit ebenfalls der "inneren Anmut und Humanität" überlassen werden ohne die Zugabe einer "niederen gesetzlichen Verpflichtung" oder einer "äusseren Gewalt"? Wenn das erste dieser sozialen Verhältnisse nicht nur mit Sicherheit, sondern mit positivem Vorteil der Verantwortlichkeit gegen das Polizeibüreau entäussert werden kann, warum nicht auch dass zweite? Ja, warum denn die Mühe und die Unkosten der Erhaltung eines Polizeibüreaus überhaupt? In der Tat, wenn ich Herrn James recht verstehe, nachdem er der absoluten Freiheit der Scheidung oder, in andern Worten, der Austilgung der gesetzlichen Ehe, diese Schranke auferlegt hat, — *ex gratia modestiæ*, vielleicht, da es am Ende nicht schicklich wäre, die ganze Wahrheit zu sagen, — lässt er selbst wieder die Schranke fallen und überlässt das elterliche Verhältniss demselben Schutze, dem er vorher das eheliche anvertraut hatte; denn ich finde in einem späteren Paragraphen desselben Artikels folgenden Satz: "Es ist jedem ehrlichen Geiste klar, dass, wenn unsere ehelichen, elterlichen und allgemein geselligen Banden ohne Gefahr von dem rein diabolischen Element äusserer Gewalt befreit werden könnten, sie sofort durch ihre eigene, innere, göttliche und unwiderstehliche Lieblichkeit verklärt werden würden." Hier ist es nicht die Ehe allein, sondern auch die Erhaltung der Sprösslinge, die der "inneren Anmut und Humanität" der Individuen, an die das Verhältniss appellirt, anvertraut werden kann, was mir die bei weitem konsequenteste Ansicht von der Sache zu sein scheint, insofern als das Prinzip, wenn es in einem Falle irgend etwas taugt, gewiss in einem andern gleich anwendbar sein muss. Aber hier kommen wir wieder auf den Punkt zurück, den ich oben anführte, — die Frage, ob die Ehe, von allem Gesetz, von der Sitte oder der notwendigen Dauer befreit, überhaupt noch die Ehe bleibt? und wenn sie es bleibt, was ist das wesentliche und charakteristische Element solcher Ehe? — über welchen Punkt ich um weitere Belehrung nachsuche.

3. Wenn das Eingehen und die Auflösung der Ehe dem Belieben der Beteiligten, aus solchen Gründen wie Herr James angibt, überlassen werden kann, soll die Ausdehnung oder Einschränkung dieses Verhältnisses auch dem durchaus privaten, individuellen Urteil derselben Beteiligten anheimgegeben werden, in logischer Unterwerfung unter dasselbe Prinzip? Das heisst, wenn mehr als zwei Teilhaber in die eheliche Genossenschaft aufgenommen werden, soll dieser Grad von Zügellosigkeit gleichfalls geduldet werden? oder soll noch ein, in solchen Fällen einzugreifendes, Polizeibüreau beibehalten werden? Wir wissen, dass in verschiedenen Zeitaltern und unter verschiedenen Nationen, die Menschen sich in Theorie und Praxis von einander unterschieden — z. B. in Bezug auf Monogamie und Polygamie, — und wenn jeder Zwang, der der Sitte wie der des Gesetzes, beseitigt ist, so ist es möglich, dass sie sich wieder in gleicher Weise unterscheiden werden. Was soll dann unter dem neuen Régime geschehen? Wer soll bestimmen, was schicklich ist? Soll Herrn James Definition eines "liederlichen Lebens" auch *meine* Definition sein, weil es *seine* ist? Und wenn Herrn James Definition nicht massgebend sein soll, wessen dann? *Was ist die Grenze, bis zu welcher der Mensch, einfach weil er Mensch ist, zu der Ausübung seiner Freiheit von rechtswegen ermächtigt ist, ohne Einmischung der Gesellschaft, oder — was dasselbe ist — anderer Individuen?* Diese letzte ist ungefähr die wichtigste, die menschliche Gesellschaft betreffende Frage, die je gestellt wurde und eine, die ein Mann, welcher, wie Herr James, es unternimmt, in der Lösung der sozialen Schwierigkeiten als Wegweiser zu dienen, bereit sein sollte, durch eine umfassendere Generalisation zu beantworten als eine, die sich nur mit einer einzigen der sozialen Banden befasst und durch ein Prinzip, das der Definition zugänglicher ist, als ein allgemeiner Hinweis auf humanitäre Gefühle. Es gibt einige Handlungen, welche das Individuum nach Wunsch zu tun oder zu lassen autorisirt ist und in Bezug auf welche kein anderes Individuum ein Recht hat, sich einzumischen und zu bestimmen, ob es sie tun oder lassen soll; z. B. ob er persönlich nach dem Postamt gehen oder einen Knaben hinschicken soll. Anderseits gibt es gewisse andere Handlungen, die das Individuum nicht tun kann ohne Andere unmittelbar zu Einmischung, Widerstand und Zwang zu autorisiren. Wenn ein Mann einem Andern mit der Faust in's Gesicht schlägt, oder ihn an der Nase zieht, so ist das nach meinem Dafürhalten eine solche Handlung. Welches ist nun die deutliche und wohlzubestimmende Linie, welche die soziale Wissenschaft, wie Herr James sie versteht, als zwischen beiden Klassen von Handlungen durchlaufend offenbart? Wenn diese entdeckt werden kann, so mag sie vielleicht die Ehefrage entscheiden, und nicht einzig und allein die Ehefrage, sondern auch jede andere Frage, welche die menschliche Freiheit angeht. In der Hoffnung, dass Herr James sich dazu verstehen wird, mich und Andere durch irgend welche Kenntnisse, die er über diesen Gegenstand haben mag, aufzuklären, unterbreite ich meine Fragen.

STEPHEN PEARL ANDREWS.

Fortsetzung folgt.

DER LUMPENSAMMLER VON PARIS.

Von FELIX PYAT.

Uebersetzt von Emma Heller Schumm.

ERSTER TEIL.

DER TRAGKORB.

Fortsetzung von No. 5.

Ohne Zweifel hätte ein Philosoph bereits in dieser Verbindung die verhängnissvolle Ursache eines Zerwürfnisses entdecken können, obgleich damals noch verborgen und bestimmt erst nach dem Siege der Juli-Revolution offenbar zu werden.

An der Bervilleschen Tafel, in einem Speisesaal, worin Alles reich und im Ueberfluss war, mit provinzialer Gediegenheit unter der Pariser Verfeinerung, waren die Tischgenossen, der Wirt sowie seine Freunde, an diesem Abend Alle aus dieser Klasse und aus dieser Partei.

Sie waren die Blume des Liberalismus, die Plejaden der Opposition, Financiers zuerst, Advokaten, Militär, Schriftsteller, Künstler, alle die Celebritäten der Bourgeoisie des Tages.

Zur Rechten des Amphitryonen sass dessen Freund und Meister, der grosse Nationalbankier Jacques Laffitte, in himmelblauem Rock mit Metallknöpfen, der Urheber der Subskription Foy, der Schatzmeister der Partei, der Quartiermeister der Armee, bestimmt der Minister der Revolution zu werden und in dem Siege sein Vermögen zu verlieren. Laffitte zur Seite sass sein Kollege und Rivale, Casimir Perier, der sein Nachfolger werden und dessen Protégé, der junge kleine Thiers, der ihn verraten sollte. Weiter ab sass der Historiker der Sache, Sismondi, der zuverlässigste und auch der gründlichste unserer Geschichtsschreiber und sein junger, brillanter Schüler, Lieutenant Carrel, die Feder und das Schwert der Partei, der Rebell von Bidassoa und der Republikaner des "Nationale," der durch die Kugel eines Diebes fallen sollte. Dann David d'Angers, der Bildhauer von Bara und der Astronom Arago, der die Wiederkehr eines roten Kometen prophezeite.

Neben ihnen der Advokat der Mittelklasse und des Mittelkönigs, Dupin, in schweren, eisenbeschlagenen Schuhen, bäurischer als Roland und geriebener als Pathelin, noch ganz erhitzt von dem orleanistischen Protest gegen die Geburt des Grafen Chambord und schon über das Testament des Prinzen von Condé nachsinnend.

Und der bonapartistische General, der Korse Sebastiani, dem es vorbehalten war, für seine Taten weniger berühmt zu werden als für seinen Ausspruch, "In Warschau herrscht Ordnung," und wegen seiner armen, todten Tochter, ermordet durch die Hand ihres Gatten, des edlen Grafen von Praslin.

In der Mitte, M. Berville gegenüber, auf dem Ehrenplatze, sass der Aelteste, der ehrwürdige Patriarch der Revolution, der Exmarquis de la Fayette, "der Weisshaarige," nach dem Dichterwort Delavignes, der seinen Partikel zusammen mit seinem Zopf abschnitt in der Nacht des vierten August, und sich seitdem kurzweg *Lafayette* nannte; der "Held" zweier Welten, ein verunglückter Washington, ein abgeblitzter Cromwell, ein wackerer Warwick, ein Entthroner der Könige, ein Courtisan der Königinnen, noch immer, trotz seines Alters, das ganze schöne Geschlecht wie Marie Antoinette behandelnd, hatte er den Platz neben Mlle. Berville inne und beherrschte mit seiner hohen Statur, seinem grossen Namen und seiner allgewaltigen Autorität die ganze Gesellschaft.

Zur Linken Bervilles sass Benjamin Constant, ein Stutzer des Konsulats, ein Skelett, das drei Röcke bedurfte, sich auszufüllen, der gleich einem gewissen Griechen Blei in den Schuhen nötig gehabt hätte, um ihn gegen den Wind aufrecht zu erhalten, sein Kopf mit langen jetzt grauen, aber ehemals blonden Haaren bedeckt, welche in himmlischen Locken über seine Schultern herab hingen nach Art Bernardins, des Verfassers der "Virginie," sein Kinn in einer Direktoratskravatte begraben wie Talleyrand, — das war kurzgefasst Alles, was seine dicke und grosse Maitresse, die Tochter eines Genfer Bankiers, Frau eines deutschen Barons und Mutter eines französischen Grafen, Madame de Staël, von ihm übrig gelassen hatte. Was noch von ihm da war, war Tribun der Opposition. Des Königs Leibgarde hatte für seine letzte Rede Genugtuung (*raison*) von ihm verlangt, und er hatte ihnen geantwortet, dass sie unzweifelhaft Vernunft (*raison*) sehr benötigten, doch er selbst habe nicht so viel, um ihnen etwas ablassen zu können. Darüber hatte sich Frankreich belustigt.

Dann kam der Deputirte Manuel, noch ruhmbeladen durch seine Ausstossung aus der Kammer durch die Gendarmen, die ihn packten, nachdem die im Palais Bourbon diensttuende Nationalgarde sich geweigert hatte. Darüber war Frankreich entrüstet.

Dann sein Freund Béranger, mit bereits kahlem Kopfe, eine wahrhaftige Alabasterkugel über seinen sanften, schönen blauen Augen, strahlend und hell von Scharfsinn und Güte, welcher Spottlieder auf die *Carabas* und die Dunkelmänner gemacht hatte. Ganz Frankreich sang sie ihm nach.

Ferner ungezählte Journalisten, Schreiber am "Constitutionnel," den sie erhellten, Jay, Jouy, Jal und selbst der Herausgeber Touquet, kurz alle Sterne am politischen und litterarischen Himmel, aller Glanz des Liberalismus, alle Kräfte dieser Opposition, welche sich in Verschwörung verwandelte, um in Revolution zu endigen. Damals brillante Sterne, heute unbekannt, die ihren Einfluss ausübten, die aufgeleuchtet hatten, um wieder zu verschwinden, um im Nebelmeer der Geschichte unterzutauchen, aus dem der Roman sie wieder für einen Augenblick auferstehen lässt zu seinem Nutzen wenn nicht zu seinem Vergnügen.

Nach der ersten Periode des Schweigens, die gewöhnliche Einleitung eines grossen Diners, entwickelte sich ein laufendes Feuer des Spottes und der Anekdoten, man erzählte sich politische, litterarische und finanzielle Neuigkeiten, besprach alle Tagesfragen ausgenommen die Mode, da die Frauenwelt an dieser Tafel der Schwarzröcke nicht vertreten war ausser durch Mlle. Berville, und sie vertrat nur die Reaktion und die Küche.

Es regnete witzige Einfälle auf die Bourbonen, auf den Mastkönig Louis XVIII. und seine Ehrenmaitresse, auf den Jäger Charles X. und seinen jesuitischen Beichtvater, auf das Wunderkind und seine unbefleckte Mutter und besonders auf die verantwortlichen Minister, ihre gesetzgeberischen Pläne und Staatsstreiche, die doppelte Abstimmung, das Recht der Erstgeburt, das Gesetz der Liebe, der Gotteslästerung, die Beichtscheine, die Abschaffung der Civilehe, kurz alle die Prätensionen der Geistlichkeit und des Königtums, die in dem ominösen 14. Artikel der bewilligten Verfassungsurkunde enthalten waren.

Die öffentlichen Aergernisse und Verbrechen der hohen und niederen Geistlichkeit, des Erzbishops Quélen und des Pfarrers Mingrat wurden nicht weniger bombardirt.

Diese ganze politische und religiöse Artillerie, variirt durch finanzielle Sprengbüchsen, Wertpapiere und Diskonto, Konversionen und Anleihen, das Steigen und Fallen der Preise, die schweren Kapitalien, die verborgene Krise, den darniederliegenden Handel, Kanäle, Strassen, Einfuhr und Ausfuhr betreffend — Alles kam von der Opposition.

Während sie so die legitime Dynastie anbissen, versäumten sie nie, ihre Zähne mit besseren Bissen zu beschäftigen. Man beglückwünschte Mlle. Gertrude über die Kunst und den Geschmack eines jeden Gerichts; die einzige Dame bei dem Feste, mit ihrem Abbe neben sich, war sie die Zielscheibe des männlichen Geschlechts und warf ihr weibliches Salz in die Konversation.

"Nun," erwiederte sie Benjamin Constant, dem Feinschmecker, der, während er den König und die Priester verspeisste, es sich wohlschmecken liess und ihr über ein *languet de Vierzon* Komplimente machte, "werden Sie immer etwas Schlimmes über die Religion sagen?"

"Ein Mönchsgericht!" rief der entzückte Redner.

"Sie haben recht, ich habe das Geheimniss geradeswegs aus dem Benediktiner-Kloster. Fragen Sie meinen Kousin, M. de Berville."

"Berville, wenn ich bitten darf, meine Kousine."

"Ja, der letzte Mönch, den Ihr entsetzliches '93 aus dem Kloster verjagte, hinterliess dieses Rezept meiner Tante, der Mutter meines Kousins de Berville."

"Berville, meine Kousine."

"Sie sehen, die Kirche hat doch etwas Gutes getan."

"Ah! wenn sie nur Bankette bereitet hätte!" rief der Redner lachend und sich den Mund wischend.

"Ihre Revolution hat nicht so viel getan, hat sie wohl?"

"Das ist Voltaires Schuld."

"Die gebrannten Mandeln von Bourges und die Pasteten von Linières, und die *case-museaux de Mehun*, alles Produkte der Klöster unseres religiösen Berry, gar nicht zu erwähnen."

"Dass ist Rousseaus Schuld."

"Und das Karthäusser Liqueur, und die Reimser Pfeffernüsse und die Füsse des

Fortsetzung auf Seite 6.

Libertas.

Erscheint alle vierzehn Tage. Preis, Ein Dollar das Jahr; einzelne Nummern, 5 Cents.

BENJ. R. TUCKER, REDAKTEUR UND HERAUSGEBER.
GEORG SCHUMM, EMMA HELLER SCHUMM, } MITREDAKTEURE.

Verlagsdruckerei: 18 P. O. Square.
Postamtsadresse: LIBERTAS, P. O. Box No. 3366, Boston, Mass.

Entered as Second Class Mail Matter.

BOSTON, MASS., den 2. JUNI 1888.

„Durch Abschaffung der Rente und des Zinses, dieser letzten Spuren althergebrachter Sklaverei, beseitigt die Revolution mit Einem Schlag das Schwert des Henkers, das Siegel des Magistrats, den Knüppel des Polizisten, das Mass des Acciseneinnehmers, das Radirmesser des Gerichtsschreibers, alle jene Insignien der Politik, welche die junge Freiheit unter ihren Tritten zermalmt."—PROUDHON.

☞ Die Veröffentlichung im editoriellen Teil von Artikeln über andern Unterschriften als die Initialen der Redaktion, bezeichnet, dass die Redaktion der Hauptsache und dem allgemeinen Tone nach dieselben billigt, obgleich sie sich nicht für jede Wendung und jedes Wort verantwortlich hält. Aber die Veröffentlichung von Artikeln von denselben oder andern Verfassern in andern Teilen des Blattes zeigt keineswegs an, dass sie dieselben irgendwie missbilligt, da solche Anordnung grossenteils Bequemlichkeitsrücksichten unterliegt.

☞ Wir ersuchen die Leser um Nachsicht, wenn Libertas für die nächste Zukunft unregelmässig und nur in längeren Zwischenräumen erscheint. Die dem Blatte bisher zu Teil gewordene Unterstützung reicht nicht aus, um dasselbe alle vierzehn Tage herauszugeben. Aber es liegt nicht im Sinne von Libertas, den Kampfplatz zu verlassen. Sobald es die Unterstützung zulässt, wird Libertas wieder alle vierzehn Tage regelmässig erscheinen. Wir werden die nächste Nummer gegen Ende Juni herausgeben.

Ein Saatkorn gepflanzt.

Zeit: Donnerstag, den 17. Mai, 7:30 Uhr Abends.

Ort: Wohnung des Redakteurs von Libertas, 10 Garfield Ave., Crescent Beach, Revere (ein Town in den Vorstädten Bostons).

Dramatis Personæ: Charles F. Fenno, sogenannter Steuereinnehmer von Revere, und der Redakteur von Libertas.

Auf ein Anklopfen an seine Vordertür öffnet der Redakteur von Libertas dieselbe und findet sich einem Manne gegenüber, den er nie vorher gesehen hat, und der sich als Fenno zu erkennen gibt.

Fenno.—„Wohnt Herr Tucker hier?"

Redakteur von Libertas.—„So heisse ich, mein Herr."

F.—„Ich komme wegen der Kopfsteuer."

R. von L.—„Nun?"

F.—„Nun, ich komme dieselbe zu kollektiren."

R. von L.—„Bin ich Ihnen Etwas schuldig."

F.—„Doch wohl."

R. von L.—„Habe ich mich je bereit erklärt, Ihnen Etwas zu zahlen?"

F.—„Nicht eben das, aber Sie waren hier wohnhaft am ersten Mai letzten Jahres und die Gemeinde legte Ihnen eine Steuer von einem Dollar auf."

R. von L.—„O, es ist also nicht eine Sache des Uebereinkommens?"

F.—„Nein, es ist eine Sache des Zwangs."

R. von L.—„Aber ist das nicht eigentlich ein mildes Wort dafür? Ich nenne es Raub."

F.—„Nun, genug, Sie kennen das Gesetz; es bestimmt, dass alle Personen im Alter von zwanzig Jahren und darüber, die am ersten Mai in einem Orte wohnen"—

R. von L.—„Ja, ich kenne das Gesetz, aber das Gesetz ist der grösste aller Räuber."

F.—„Das mag sein, aber ich will das Geld."

R. von L. (indem er einen Dollar aus der Tasche nimmt und Fenno darreicht)—„So seis denn. Ich weiss, Sie sind stärker als ich, weil eine Menge andrer Räuber hinter Ihnen stehen, und dass Sie die Macht haben, mir diesen Dollar abzunehmen, wenn ich Ihnen denselben verweigere. Wüsste ich nicht, dass Sie stärker sind als ich, würde ich Sie die Treppe hinunter werfen. Aber da ich weiss, dass Sie stärker sind, gebe ich Ihnen den Dollar gerade wie ich ihn jedem andren Strassenräuber darreichen würde. Sie haben jedoch kein besseres Recht, denselben zu nehmen, als in das Haus zu treten und alles Andre zu nehmen, was Sie ergreifen können, und ich sehe nicht ein, warum Sie das nicht tun."

F.—„Haben Sie Ihre Steuerrechnung bei sich?"

R. von L.—„Ich nehme nie eine Quittung für Geld, das man mir stiehlt."

F.—„O, so ists?"

R. von L.—„Ja, so ists."

Und die Tür schloss sich in Fennos Gesicht.

Er schien ein harmloser und unschuldiger Mensch zu sein, ohne eine Ahnung des schändlichen Charakters seines Amts, und ich vermute, er wundert sich jetzt noch, wenn er nicht mit seinen Mitbürgern die Sache bespricht, über den eigentümlichen Sonderling, der in No. 10 Garfield Ave. wohnt, und fragt sich wol, ob es nicht geraten wäre, denselben schnurstracks in einer Irrenanstalt unterzubringen. Falls er seine Unterredung im Lichte des unten folgenden Artikels aus der Feder J. Wm. Lloyds wieder erwägen sollte, würde er vielleicht entdecken, dass die Tollheit der Anarchisten, welche den „Steuereinnehmer" zu umgehen versuchen, nicht ohne Methode ist. T.

Vertrauet Alles der Freiheit.

Genosse Leahy macht das Zugeständniss: „Wir halten dafür, dass die Kosten aller Vorteile von Denjenigen bestritten werden sollen, denen dieselben zu Gute kommen. Aber da die aus der Unterdrückung des Verbrechens entstehenden Vorteile Allen gleichmässig zu Gute kommen, sollten auch die damit verbundenen Kosten *nolens volens* von Allen gleichmässig getragen werden," und verlangt dann für den Fall, dass er im Unrecht ist, mehr Licht von Liberty.

Ich habe die vollkommene Zuversicht, dass unser natürlicher Führer diesem Wunsche voll und ganz entsprechen wird; nichtsdestoweniger möchte auch ich meine Laterne schwingen und mein „barbarisches Gejohle" dreingeben.

Der Fehler der „American Idea" scheint in der Idee zu bestehen, dass man rechtlicherweise an einen Menschen die Forderung stellen könne, für Etwas zu zahlen, das ihm ohne seinen Wunsch und ohne seine Einwilligung zu Teil wird, einfach weil der Händler darauf besteht, die Sache als einen Vorteil für ihn zu erklären. Wenigstens glaubt die „American Idea" dies, wenn der Händler die Regierung ist und solche Dinge stellt, die sie als Vorteile ausgibt. Das ist in der Tat die amerikanische Idee, und eine teuflische Idee ist es,—eben jener freiheitsmörderische Paternalismus, welchen unsere Kameraden Leahy und Allison an anderer Stelle so wacker bekämpfen.

Indem er auf das Kostenprinzip hinweisst, scheint unser Mitstreiter Leahy offenbar der Ansicht zu sein, dass wir in unsere eigene Grube fallen, aber er vergisst, dass hinter dem Kostenprinzip das höhere Grundprinzip der Individualität liegt. Und auf Grund des Prinzips der freien Individualität kann man einem Menschen nichts abverlangen für einen Vorteil, oder für eine den Vorteil bezweckende Massregel, den er nicht freiwillig gutgeheissen hat. Gesetzt, zehn Lyncher hängen einen Strassenräuber in Missouri; können sie rechtlicherweise von den Herren Leahy und Allison, welche später des Weges daher fahren, verlangen, dass sie die Verantwortlichkeit wie die pekuniären Auslagen der Handlung mit ihnen teilen sollen auf Grund des angeblichen Vorteils? Können die Prohibitionisten die Nichtprohibitionisten rechtlicherweise zwingen, die Auslagen für die Durchführung der Antigetränkgesetze wie die Kosten der prohibitionistischen Propaganda bestreiten zu helfen, weil „die Unterdrückung der Trunksucht ein Vorteil ist"? Ist es nicht selbstverständlich, dass ich selber überzeugt sein muss, dass eine gegebene Handlung verbrecherisch ist und eine gegebene Methode die Unterdrückung derselben auch bewirkt, ehe man mich passenderweise zur Beisteuer zu dem Fond anhalten kann, welcher die Unterdrükkung ermöglichen soll? Und selbst wenn ich davon überzeugt wäre, habe ich nicht ein Recht, die Beisteuer zu verweigern? Wenn nicht, warum nicht?

Ein Vorteil ist entweder eine freie Gabe, eine Waare im Markt oder eine gegen die Freiheit gerichtete Waffe. Wenn eine Gabe, dann ist keine Verschuldung damit bedingt; wenn eine Waare, dann hat der Käufer ein Recht zu sagen, ob er sie kaufen will oder nicht und welchen Preis er dafür geben oder nicht geben wird; wenn eine Waffe, dann seien Alle auf der Hut!

Das Kostenprinzip der Freiheit verlangt, dass jeder Mensch die Konsequenzen seiner Handlungen selber trage, ausgenommen Andere lassen sich freiwillig herbei, dieselben mit ihm zu teilen. Beiläufige Vorteile sind wie die Gaben der Natur, „ohne Geldeswert und Preis," und stehen Allen frei, die sie aneignen können. Irgend ein Versuch, sie abzuschätzen und eine Kompensation darauf zu erheben, würde, wenn erfolgreich (was er nie sein könnte, wenn es nicht um den Fetisch der Regierung wäre), die Gesellschaft in ihren Grundvesten erschüttern und Bruder gegen Bruder stellen.

Gesetzt, ich wohne in einem Städtchen; kann mein Nachbar A, der mir gegenüber wohnt, mich zwingen, die Kosten des schönen Hauses, das er baut, wie des herrlichen Rasens, den er anlegt, mit ihm zu teilen, weil meine Aussicht infolge seiner „Verbesserungen" bedeutend verschönert wird und der Wert meines Eigentums steigt? Kann der Nachbar B zu meiner Rechten, welcher einen hohen Zaun baut, um seinen Hof gegen die Strasse zu schützen, mich rechtlicherweise mit einem Teil der Auslagen dafür belasten, weil dadurch der Frost von meinen Gurken ferngehalten wird? Kann ich ehrlicherweise den Nachbar C zu meiner Linken, dessen Hof niedriger als der meine liegt, zwingen, die Kosten eines kostspieligen Düngers für meine Terrasse tragen zu helfen, weil in der Tat ein gut Teil dieses Düngers schliesslich auf sein Gebiet hinübergespült wird? Wenn Herr Leahy diese Fragen mit „Nein" beantwortet, dann muss er auch, um konsequent zu sein, mit „Nein" antworten, wenn ich ihn frage, ob eine Anzahl meiner Nachbarn das Recht habe, eine Steuer von mir zu erheben für ein vor meinem Haus anzulegendes Trottoir aus Pflastersteinen, wenn ich Torf vorziehe, oder für die Salarirung eines die Strasse auf- und abwandelnden Polizisten, wenn ich es vorziehe, mich selber zu schützen.

Nein, Freund Leahy, jene „Freiheit," die Sie in Ihrer „Idea" als „die fundamentale und unerlässliche Bedingung alles Wachstums, aller Entwicklung, alles Fortschritts" darstellen, ist die gleiche Freiheit Jedes wie Aller, auf eigene Weise zu arbeiten und über die Früchte dieser Arbeit nach eignem Gutdünken zu verfügen, und Ihr Besteuerungsplan zur Unterdrückung des Verbrechens ist weiter nichts als ein sehr elastisches Halsband, welches schliesslich so gewiss zu Tode würgt wie der Strick des Henkers. Herr Tucker hatte eine Probefrage an Sie gestellt, und Ihre Beantwortung derselben beweisst, dass Sie einen Standpunkt einnehmen, welcher mit dem Dienst der Freiheit unverträglich ist. Und wenn Sie Ihre Doktrin, welche die Erhebung einer Steuer für zufällige Vorteile rechtfertigt, weiter verfolgen, werden Sie keinen logischen Ruhepunkt finden diesseits des Staatskommunismus. Aber ich gebe mich diesbezüglich keiner Sorge hin, sondern sehe dem Tag entgegen, wo Ihre amerikanische Idee zur anarchischen Idee wird, und Sie mit Ihrem Wissen und Ihrer Beredtsamkeit einer der freiesten Segler auf dem Meere der Freiheit und Allison Ihr ebenbürtiger Genosse.

Wollte ich Herrn Leahy den Vorschlag machen, das Gerichtswesen der Vereinigten Staaten durch Diebstahl aufrecht zu erhalten, so würde er verblüfft zurückschrecken und an die Austreibung des Teufels durch Beelzebub denken; doch das wäre genau sein eigener Vorschlag. Fast alle Menschen stimmen überein hinsichtlich der Natur des Raubs, indem sie denselben darin erblicken, einem Individuum gegen seine Einwilligung Etwas abzunehmen, das ihm dem Recht nach zugehört. Herrn Leahys Regierung würde genau dies tun; folglich wäre seine Regierung ein Räuber. Alle Regierungen tun dies; folglich sind alle Regierungen Räuber. Das Verbrechen durch ein Verbrechen zu unterdrücken heisst nicht das Verbrechen zu unterdrücken, das heisst nur seine Form und seinen Sitz zu verändern. Anarchie allein bedeutet Ehrlichkeit.

Einen Eingriff in die Freiheit eines Menschen zu machen, unter dem Vorwand, seine Freiheit in Schutz zu nehmen, ist eine so fluchwürdige Heuchelei, wie sie Herr Leahy nur immer im Hause der „römischen

Hure," deren Zauber er erst jüngst infolge einer sich in ihm vollzogenen Läuterung abgeworfen hat, auffinden kann. Wenn irgend ein privater Raufbold darauf bestehen sollte, Herrn Leahy "in Schutz" zu nehmen und ihn dann zwingen wollte, für diesen "Schutz" zu zahlen, so könnte er die Gewalttätigkeit einsehen; aber wenn der Staat dasselbe tut, ist er blind. Aber die Ehrlichkeit achtet weder Minoritäten noch Majoritäten, weder private noch öffentliche Angelegenheiten, sie kennt einzig die freie Einwilligung und den Austausch von Leistung gegen Leistung; und Ehrlichkeit und Freiheit bedingen eins das andere.

Vorstehendes ruft mir ein Argument ins Gedächtniss zurück, das mir einige Male in dieser Form vorgelegt wurde: Gesetzt ein fremder Feind machte einen Angriff auf eine Gruppe von Anarchisten; könnten letztere nicht mit vollem Rechte die unter ihnen weilenden Feiglinge und Schmarotzer zwingen, an der Verteidigung Teil zu nehmen oder wenigstens die Kosten derselben tragen zu helfen? Ich verneinte die Frage, denn solcher Zwang wäre gleichsam eine Regierung, indem der empfangene Vorteil ein rein zufälliger wäre, da sich die Andern so wie so hätten verteidigen müssen, einerlei, ob die gemeineren Naturen anwesend waren oder nicht. Die Sache möchte anders liegen, wenn die Zusammenlebenden einen Schutz- und Trutzbund gebildet hätten und sich gegenseitig durch ein freiwilliges Uebereinkommen verpflichtet gewesen wären; aber selbst für diesen Fall schien es mir, dass die Freiheit kein anderes Verfahren gegen diese Wortbrüchigen sanktioniren würde, als den spontanen "Boycott" der natürlichen Verachtung und die Lösung aller Gemeinschaft mit ihnen. Darauf wurde erwiedert, dass eine solche Lauheit verderblich wäre, und dass das Beispiel erfolgreicher Feigheit und Niedertracht die Schutzvereine demoralisiren und zur Auflösung derselben führen würde. Hierauf warf ich ein, dass man für die Aufrechterhaltung dieser Vereinigungen auf die natürlichen Agentien vertrauen könne ohne alle invasive Gewalt.

Zum Beispiel. Wenn, nachdem der Feind zurückgeschlagen wäre und die Feiglinge sich ins Fäustchen lachten ob des für sie kostenfreien Schutzes, eine Deputation des Feindes mit diesem Auftrag zurückkehren sollte: "Wir werden Euch nicht wieder belästigen, denn wir haben erfahren, dass Ihr zu mutig und zu mächtig für uns seid; aber wir haben wahrgenommen, dass es Feiglinge unter Euch gibt, die sich weigerten, sich an der Verteidigung zu beteiligen; da sie Euch nicht beigestanden, braucht Ihr ihnen nicht beizustehen; und wenn Ihr uns versprecht, Euch neutral zu verhalten, wenn wir sie plündern, werden wir sie für Euch bestrafen und ewig Eure Freunde sein" — was dann? Wenn die Feiglinge geplündert werden, werden sie eine Lehre daraus ziehen, sich das nächste Mal an der gemeinsamen Verteidigung prompt zu beteiligen. Wenn die Braven zu grossmütig wären, um die Plünderung der Feigen zu gestatten, würden letztere immerhin die ihnen drohende Gefahr erkennen und in den neuen Motiven des Schamgefühls und der Dankbarkeit eine weitere Veranlassung für künftige Mitwirkung erblicken; das Resultat würde in einen wie im andern und in allen Fällen dasselbe sein, — nämlich, dass sich die Menschen stets gegen die Gefahr verbünden werden so lange sie existirt. Gerade wie die erkannten Bedingungen (und viele nicht erkannten) des normalen Lebens die Menschen moralisch machen ohne das Christentum; gerade wie die Befriedigung des Gefühlslebens edle Herzen vereinigt ohne die Ehe, — gerade so werden die sozialen Momente des Verlassenseins, der Furcht, der Sympathie, der Freundschaft, der Liebe, des Ehrgeizes, der Bequemlichkeit, des Bedürfnisses der gegenseitigen Hülfeleistung und der Gewohnheit die Menschen zusammenführen und sie veranlassen, sich gegenseitig zu schützen. Und die sorgsam gepflegte Liebe zur Freiheit wird sie davor bewahren, einander gleich zu werden und dem Stillstand zu verfallen, wie es noch in allen erzwungenen Vereinigungen zugetroffen ist; ihre Verträge, auf der Freiwilligkeit beruhend, werden sich als vollkommen harmonisch erweisen, während ihre Misshelligkeiten, von aller Invasion frei, das Minimum von Disharmonie enthalten werden.

Also nochmals: Vertrauet Alles der Freiheit.

J. WM. LLOYD.

Die Vernunft in der Natur.

In einem "'Natürliche Ordnung' und 'künstliche Eingriffe'" betitelten Artikel gelingt der "New Yorker Volkszeitung" das Kunststück, den orthodoxen Kanzelprediger, den Bourgeois und den Anarchisten unter einen Hut zu bringen, indem sie ihnen der Reihe nach charakteristisch sein sollende Proteste gegen diese "künstlichen Eingriffe" in die "natürliche Ordnung" in den Mund legt, und sie dann alle drei mit einem Schlage summarisch abtut durch die glückliche Widerlegung der alten theologischen Zweckmässigkeitstheorie.

Nachdem Prediger und Bourgeois ihr Sprüchlein gesagt haben, wird die anarchistische Marionette vorgeführt: "'Nur nicht die natürliche Ordnung durch reaktionäre Pedanterie und Gesetzmeierei vergewaltigen!' — so ertönt endlich von einer Seite her, welche von der Kirche wie von den Parteischattirungen der Bourgeoisie gleich weit entfernt ist und welche für gewöhnlich so bescheiden ist, auf den alleinigen Besitz aller 'wahrhaft revolutionären' Ideen Anspruch zu erben." Und nun folgen allerlei Beispiele, welche die Zweckwidrigkeiten der Natur vom anti-theologischen Standpunkt aus recht gut illustriren. Aber was haben sie mit dem Anarchismus zu tun? Es ist kindisch, ja geradezu idiotisch, behaupten zu wollen, dass wir ein vernunftgemässes Eingreifen in die Natur verdammten. Möchte doch die "Volkszeitung" bedenken, dass der Natur nachzuhelfen auf der Bahn, die sie uns selbst vorgeschrieben hat, in Uebereinstimmung mit ihren Gesetzen und, innerhalb der Grenze der Möglichkeiten, die sie uns selber an die Hand gibt, eine von "Vergewaltigung" der Natur ganz verschiedene Sache ist. Weil in der Natur nicht Alles in der "bestmöglichen Weise eingerichtet" ist, bessern wir aus und helfen ihren Mängeln nach, wo wir können und wo wir nicht können, überlassen wir sie einfach — der Natur. Da sich die natürlichen Verkehrswege der Erde als ungenügend für die gegenwärtigen Bedürfnisse der Menschen erwiesen haben, haben sie "Jahrzehnte lang an dem Suezkanal gearbeitet" (und haben ihn auch zu Stande gebracht und zwar als Privatunternehmen). So graben sie auch Brunnen und sorgen für des Leibes Bedürfnisse durch künstliche Wohnung, Kleidung und Nahrung, weil das nicht naturwidrig, wohl aber eine Naturnotwendigkeit, durchgeistigte Natur ist. Aber obgleich "Ritter und Humboldt vor langer Zeit überzeugend nachgewiesen haben, dass die Gebirgskette an der Südgrenze Sibiriens in der denkbar zweckwidrigsten Weise angebracht ist," und obgleich dadurch an der "chinesischen Stagnation der Asiaten zum allergrössten Teil die Natur selbst schuld ist," haben die Menschen bis heute noch keinen Versuch gemacht, das Himalayagebirge nach dem Norden Asiens zu versetzen. (Ob das ein Argument für oder gegen den Anarchismus sein soll, geht aus dem Zusammenhang nicht klar hervor.) Auch bauen sie keine Brücken über den Ozean oder Eisenbahnen nach dem Mond, weil das naturwidrig wäre, indem es die von der Natur gegebenen menschlichen Kräfte übersteigt oder gegen ihre Gesetze verstösst.

Und was von der physischen Natur gilt, gilt auch von der geistigen — ich trenne beide Begriffe der Bequemlichkeit halber. Natur ist, für den geistigen Menschen, zu tun, was angenehm und zu lassen, was unangenehm ist. Nun ist das Angenehme aber auch nicht gerade immer das Zweckmässige und es bedarf manches "künstlichen Eingriffes," um das Gleichgewicht, das ein allzu treues Befolgen der Natur stören würde, wieder herzustellen. Diese angenehmen Unzweckmässigkeiten sind zweierlei Art: Handlungen, deren verderbliche Folgen auf das Individuum selbst zurückfallen, und Handlungen, welche Andern oder der Gesellschaft zum Schaden gereichen. So lange die "künstlichen Eingriffe," welche erstere verhüten sollen, nur von dem Individuum selbst herrühren oder höchstens durch Belehrung von aussen bestimmt werden, sind dieselben keine Vergewaltigungen der Natur und wir haben keinerlei Streit mit ihnen. Auch wenn sich die Gesellschaft gegen gemeinschädliche Passionen Einzelner oder Vieler durch freiwillige Schutz- und Trutzbündnisse schützt, ist das wiederum keine Vergewaltigung der Natur, da dadurch Keinem, der sich nicht tatsächlicher Uebergriffe in die Rechte Anderer schuldig macht, irgend welcher äusserer Zwang auferlegt wird. Es liegen ferner solche "künstliche Eingriffe" nicht ausser dem Bereich der Möglichkeit; sie sind die Kanäle und die Brunnen, die warme Kleidung und das sichere Obdach der geistigen Natur.

Betrachten wir aber nun die "künstlichen Eingriffe," welche vom Staat und der Sitte ausgeübt werden. Da haben wir es denn mit wirklichen Vergewaltigungen und Naturwidrigkeiten zu tun, denn beide dieser ausserhalb der Natur liegenden Mächte ertödten geradezu die Natur des Menschen, das heisst, die Individualität, deren freie Entfaltung der Kern, die Grundbedingung alles wirklichen, natürlichen Lebensgenusses ist. Der Zwang, den sie ausüben, lässt die Menschen geistig und moralisch verkümmern, während jede freie, mit der ungefesselten Vernunft im Einklang stehende Betätigung des Menschen, sei es innerhalb freiwilliger Organisationen und in Kooperation mit seinen Mitmenschen, oder unabhängig von jeder Gemeinschaft, natürlich ist und zu den Zweckmässigkeiten der Natur selbst gehört. Die "Gesetzmeierei" und die von der Sitte den Menschen auferzwungenen widernatürlichen Tugenden und Gebräuche sind das Ausroden der Wälder, die Absperrung der frischen Luft und des Sonnenlichts der geistigen Natur.

Und wenn wir nun noch sehen, wie gänzlich Gesetz und Sitte ihren angeblichen Hauptzweck verfehlen, das heisst, die Sicherheit, das materielle und geistige Wohlergehen und die menschliche Glückseligkeit zu fördern, so müssen wir uns sagen, dass sie auch Unmögliches anstreben, dass sie einen Eisenbahnverkehr mit dem Monde zu bewerkstelligen oder Berge zu versetzen suchen.

E. H. S.

Herr Most destillirt und konsumirt.

Nachdem Herr Most in der "Freiheit" vom 19. Mai seine Absicht erklärt, mit mir endgültig abzurechnen, bringt er in der "Freiheit" vom 26. Mai seinerseits die Kontroverse mit mir durch eine so homœopathische Verdünnung seiner früheren Artikel, dass sie kaum eine Berücksichtigung verdient, zum Abschluss. Kurz zusammengefasst sind die Punkte, die er geltend zu machen versucht, die folgenden: dass die Polemik zwischen uns eine ungleiche sei, weil er zitire und dann kritisire, während ich kritisire ohne zu zitiren; dass ich, und nicht er, der Hauptfrage ausgewichen sei, indem das Privateigentum die Kernfrage bilde, während ich auf der Erörterung des Proudhonschen Banksystems bestehe; dass er Liberty seit nahezu sechs Jahren gelesen habe, ohne eine plausible Darlegung jenes Systems zu finden, und dass was ich in meiner letzten Antwort darüber vorbrachte, wol Alles sei, was die Theorie decke; dass das System in Deutschland und anderswo schon verschiedentlich zur Anwendung gelangt sei, ohne ein anderes Resultat zu zeitigen, als dass sich etliche hundert Kleinbürger eine Weile länger gegen das Grosskapital halten konnten; dass ich Proudhons Werke nur halb zu verstehen scheine; dass wenn ich die "Freiheit" ganz lesen würde, statt nur solche Stellen, die sich mit mir beschäftigen, ich bald erfahren würde, wie die Dinge eigentlich liegen; dass das Proudhonsche Banksystem nicht einen einzigen Verfechter mehr in Europa habe; und dass wenn wir erst einmal mit den politischen Tyrannen fertig wären, die ökonomischen uns nicht mehr gefährlich sein könnten, da die Letztern mit den Erstern sicherlich das Genick gebrochen haben würden, zumal ja beide Sorten wesentlich ein und dieselben Personen seien.

Ich erwiedere hierauf mit gleicher Kürze und Knappheit, dass ich Herrn Mosts Standpunkt in meinen eigenen Worten stets getreu wiedergab, während er den meinigen durch zweckentsprechende Zitate missrepräsentirte; dass das Privateigentum nicht die Kernfrage bildete, da Herr Most versprochen hatte, den Kommunismus zu Gunsten des Privateigentums fallen zu lassen, wenn ich ihm zeigen würde, dass das letztere mit Grossbetrieb ohne Ausbeutung der Arbeit verträglich sei, infolge dessen die Begründung dieser Verträglichkeit zur Kernfrage wurde; dass das Prinzip des Proudhonschen Banksystems in Liberty wiederholt erörtert worden ist, und zwar viel gründlicher und ausführlicher als in der gegenwärtigen Kontroverse; dass weder dieses, noch irgend ein ähnliches System, soviel

Fortsetzung auf Seite 8.

Fortsetzung von Seite 3.

Heiligen Ménéhould, Kousine Berville?" fügte ihr Kousin hinzu, der es liebte, sie zu necken.

"Eure Guillotine hat die Kochkunst getödtet mit dem Uebrigen. Es gibt keine Vatels mehr; ich werde den meinigen wegschicken, erstens weil er flucht und mir das nicht gefällt, aber besonders weil er hartnäckig darauf besteht, keine weissen Saucen zu machen, die ich liebe," sagte Gertrude lachend.

"Ah, wenn unsere arme Verstorbene hier wäre, welch eine Lektion in der Gleichheit sie Ihnen geben würde, Kousine!"

"Ja, die liebe Republikanerin, die Jesus *Sans-Culotte* und Gott *Citoyen* nannte . . . die ihr Kind mit der Marseillaise in den Schlaf sang. Dass Gott ihr vergeben möge ist mein tägliches Gebet. Besser wäre das alte Weihnachtslied und das geweihte Brod gewesen."

"Ja, wir lassen der Kirche Gerechtigkeit widerfahren, aber nicht am Kommunionstisch, sondern an der Tafel des Mardi Gras," sagte Constant. "Dieser vortreffliche "Languet" entschädigt für die Geschmacklosigkeit der Hostie."

Aber der grobe Bourgeoiswitz des skeptischen, mit seinem Unglauben und seiner Derbheit prahlenden Bankiers verdoppelte sich, als das Geflügel servirt wurde; ein wie ein Priester mit Trüffeln gefüllter Truthahn nannte er unfehlbar einen Jesuiten, bot Monsieur dem Abbé dass Steissbein an, indem er es unbarmherzig eine Bischofsmütze nannte, und begleitete es mit einem Backwerk, das er, um das Mass voll zu machen, Nonnenwind benamsete.

Es gab ein schallendes Gelächter.

"Etwas Rücksicht auf das Kind," warf Gertrude ein.

"Mit der Mitra," sagte Berville grimmig zu dem armen Märtyrer, "werden Sie es nicht verfehlen, der Nachfolger des Erzbischofs von Paris zu werden und Sie können es sogar zum Kardinalminister, wie Dubois, oder doch zum Beichtvater des Königs, wie Cotton, bringen. Und da ich von der Beichte spreche, haben Sie das letzte Pamphlet von Paul-Louis über das Zölibat gelesen?"

Der Abbé, dick und fett, der Seelsorger Gertrudes, sagte kein Wort, schloss die Ohren und öffnete den Mund, als wolle er mit seinem Kardinal Mazarin sagen: "Lass sie singen, sie werden es zahlen!", und rächte sich an den fettigen Trüffeln des Bankiers, sintemalen die Gefrässigkeit die verzeihlichste der sieben Hauptsünden ist.

Benjamin Constant, auch ein Gourmand, obgleich mager, kam aus Sympathie für das Laster dem Priester zu Hülfe, indem er sagte, die Kirche habe den Gaumen humanisirt, wie sie auch die Moral, die Politik und die Litteratur humanisirt habe, — *Alma parens*, die heilige Mutter aller Wissenschaft.

Und sofort hob sich die Konversation.

"Das lasse ich mir gefallen," sagte Mademoiselle Gertrude, "Sie, ein Protestant, lassen dem Katholizismus mehr Gerechtigkeit widerfahren, als diese Freidenker, wie mein Kousin de Berville. Sie sind wenigstens ein Christ. Aber diese Voltairianer, diese Ungläubigen, diese Atheisten, wie mein reizender Nachbar, Béranger" . . . .

"Pardon, Mademoiselle," sagte der Dichter, "ich ein Atheist! Sie vergessen den 'Gott der guten Leute.' Ich ein Ungläubiger! Nicht gegen 'Lisette.'"

"Es ist wahr! Aber Sie erkennen nicht den Stolz des Jahrhunderts an wie wir, den Herrn Vicomte de Châteaubriand, der berühmte Verfasser des 'Genius des Christentums'" . . . .

"Und von 'René,' des Blutschänders."

"Sie lieben unsere moderne Litteratur nicht, so originell und so neu" . . . .

"Neu, hm! wie das Mittelalter."

"So katholisch, so monarchisch, so national" . . . .

"Wie Pitt und Cobourg."

"Ah! ich sehe sie Alle vereinigt in dem Speisesaal der Abbaye-aux-Bois, bei der schönen, edlen und frommen Madame de Récamier."

"Ah! ja, die Magdalena des Direktorats, aber nicht sehr reumütig, in der Tat!"

"Strahlendes Sternenbild, in welchem der Vicomte de Châteaubriand die Sonne ist, um welche sich der Vicomte d'Harlincourt, der Chevalier de Lamartine, der Baron Taylor, der Graf von Vigny und der Sohn der glücklichen Vendéerin, der junge Graf Victor Hugo als die Planeten bewegen."

"Ja, lauter Grafen . . . . der Gothaer Almanach . . . . lauter Edelleute, und Apollo war ein Schäfer . . . . doch halt, Sie vergessen Dumas, den Marquis de la Pailleterie, ein Negermarquis, und den Drucker Balzac, der auch ein adliger Schriftsteller geworden ist: Honoré de Balzac."

"Gerade wie meine Kousine de Berville ist," sagte M. Berville.

"Nun, nun, warum immer so gering von dem edlen Partikel sprechen," sagte Gertrude. "Sind nicht Sie selbst, lieber Dichter, auch von Adel, M. de Béranger?"

"Oh, oh! wenn das der Schneider mein Vater in seinem Grabe hören würde, er wäre im Stande, noch im Sarge die Beine zu kreuzen."

"Das tut nichts! Sie, ein Dichter, der Sänger der 'Lisette,' sollten wenigstens das Kind des Genies bewundern, welches das Wunderkind besingt, den Dichter der 'Ode an den Grafen von Bordeaux'! Welche Poesie! 'die Blume des Grabes.'"

"Hm! die Blume des Grabes! welch ein Duft! sie riecht nicht angenehm."

"Und die 'Ode an die Kolonne,' grosser Patriot, was halten Sie davon?"

"Ja, es gibt da Etwas für jeden Geschmack, nur nicht für den meinen. Wissen Sie, Mademoiselle," sagte Béranger ernsthaft, "ich bin nur ein Liederdichter, aber ein Franzose; und alle Ihre Poeten sind nur ausländische Troubadours, englische und deutsche Sänger, Söhne und, ich fürchte, auch Väter der Invasion. Wellington und Blücher sind bei uns eingedrungen und haben uns wieder verlassen, aber sie haben uns ihre Landsleute Scott und Goethe zurückgelassen! Voltaire und Rousseau sind besiegt so gut wie Frankreich. Wir sind, ich wiederhole es, überfallen und besetzt. Progressiren wir nach rückwärts, schreiten wir nach hinten fort, wenden wir unsere Schritte um, kehren wir in das Mittelalter zurück, verfallen wir der Kindheit, der zweiten, der hässlichen Kindheit, welche dem Tode vorausgeht? Ich habe gesagt: 'Könige werden sich niemals Frankreichs bemächtigen.' Das war ein Irrtum. Mit dieser Poesie werden sie es wieder erlangen. Man wird keine Bürger aus René und keine Bürgerinnen aus Atala machen. Und um uns zu retten, um uns dem Fortschritt zurückzugeben, bedarf es einer zweiten Revolution."

"Wir werden sie machen, wir werden die Republik wiedersehen!" rief Carrel, seinen Kopf voll Enthusiasmus emporrichtend.

"Ja, wir werden die 'beste der Republiken' haben," sagte La Fayette diplomatisch.

"Wir werden den Bürgerkönig haben," betonte der kleine Thiers, mit seinem Eulenkopfe und seiner schnarrenden Stimme.

"Ja, ja, die goldne Mitte," fügte Dupin hinzu.

"Und dann wird noch nicht Alles zu Ende sein," bemerkte Sismondi kopfschüttelnd. "Die Revolution wird vielleicht weiter und schneller gehen als man wünscht. Erinnern wir uns! Die Einnahme der Bastille hatte die der Tuilerien zur Folge. Die Einnahme der Tuilerien wird vielleicht die der Bank zur Folge haben."

Bei dem Worte Bank hörte M. Berville auf zu lachen und seine Kousine zu necken. In der Abwesenheit von Geist, hatte sein Interesse den Historiker Sismondi verstanden und liess ihn den Weisen unterbrechen.

"Ja, nicht so schnell und nicht so extrem! Lassen Sie uns positiv sein!" sagte er. "Ich abonnire gern auf den 'Constitutionnel,' aber im Interesse der Konstitution. Ich bin für die Verfassungsurkunde, aber nicht für die Republik. Ich befürworte die goldene Mitte, wie M. Dupin sagt. Offen gestanden, ich liebe weder die Priester noch die Adligen, meine Kousine weiss es; doch liebe ich die Demokraten nicht besser. Ich gehe noch weiter; ich ziehe den Ritter noch immer dem Bürger vor und die Kurzröcke den *Sans-Culottes*. Alles ist mir lieber als diese Demagogen, die weder Haus noch Herd, weder Glauben noch Gesetz haben."

"Das lasse ich mir gefallen!" sagte seine Kousine lachend; "Sie werden sich bald de Berville nennen. Bravo und besten Dank, mein Kousin, für diese Verteidigung der Religion und des Königtums."

"Es ist nötig für das Volk," sagte Berville, mit der Miene eines Sachkenners.

"Nun denn," entgegnete seine malitiöse Kousine, "Sie verleugnen den Adel aus Stolz."

"Wie Sie ihn aus Eitelkeit begehren. Ja, meine liebe Eitle, keine Adligen mehr. Alle Franzosen sind gleich vor dem Gesetz."

"Das ist gerade was das Volk der Bourgeoisie sagt."

"Es hat Unrecht."

"Und haben Sie Recht?"

"Ohne Zweifel ist das Volk wenigstens unseres Gleichen. Ich behaupte sogar, dass der geringste Arbeiter, der sich ein Sklave nennt, freier und glücklicher ist, als ich."

"Ja, 'die Bettler, die Bettler sind glückliche Leut',' trällerte Béranger.

"Gehalt, Honorar, Lohn, Salär — es ist Alles dasselbe mit andren Worten. Im Grunde genommen hat der Angestellte weder Verantwortlichkeit noch Sorge, ihm obliegt weder die Leitung noch hat er Verpflichtungen. Ich bin nicht sein Meister, ich bin sein Verwalter."

Der junge Berville, welcher dank der Nonnenwinde und anderer heiligen Bonbons von der grossen Zuckerbäckerin Rom dieser ganzen langen Konversation zugehört hatte ohne einzuschlafen, richtete nun zwischen zwei Bissen Pfeffernüssen eine indiskrete Frage an seinen Vater.

"Sag doch, Papa, warum wirst du nicht ein Arbeiter?"

Die Gäste lächelten.

Der Vater, verdutzt, wich der Frage aus.

"Nicht doch, Camille, die Kinder deines Alters sollten hören und schweigen. Meine Herren, es mag paradox klingen, aber ich sage Ihnen wahrlich, der geringste meiner Angestellten ist unabhängiger als ich."

"Oh! oh!" warf Carrel ein.

"Nehmen Sie, wenn Sie wollen, den geringsten meiner Kassendiener, Didier, zum Beispiel. Ich halte ihn, weil er solide ist. Er verdient vier Franken den Tag und, mein Gott, wofür? Er kommt, er geht, er kollektirt und überbringt. Ein Dachshund könnte das tun. Sein Leben ist gesichert und, da er ehrlich ist, ist er mehr als reich, er ist glücklich."

"Warum tauschst du nicht mit ihm?" sagte das *Enfant terrible*. "Er würde nichts Besseres wünschen."

Und die Gäste brachen in ein schallendes Gelächter aus.

Fortsetzung folgt.

"Die Frauenfrage."

Möglicherweise auf Kosten meines Rufs als ein Radikaler, sicherlich aber zur Unterhaltung und Anregung der Leser von Libertas, gedenke ich in diesem Artikel einige konservative Gedanken in Bezug auf die sogenannte Frauenfrage auszusprechen. Ich unterziehe mich dieser Arbeit nicht so sehr, um meine eigenen Ansichten darzulegen, als vielmehr, um auf diese Weise eine gründliche Formulirung und Klarstellung der Ansichten Andersdenkender zu provoziren. Die Diskussion (wenn es so bezeichnet werden kann) der Frauenfrage beschränkte sich bisher auf Allgemeinheiten und Trivialitäten, während man es als ein absolutes Erforderniss eines fortschrittlichen und freisinnigen Denkers betrachtete, dass er sich zu dem Dogma von der Gleichheit der Geschlechter bekannte und sich mit billigem Geschwätz über die ökonomische Emanzipation, gleiche Rechte, etc., des "schwächeren Geschlechts" abgab. Indem ich es ablehne, dieses Gerede papageienartig nachzuplappern, verlange ich eine solide Begründung des Standpunkts, den ich bei allem guten Willen zur Zeit nicht als wohlbegründet erachten kann.

Aber man erlaube mir, zum voraus zu erklären, dass ich nicht Ein Wort gegen die Forderung — welche, leider! nicht sehr laut und bestimmt ist — seitens der Frauen einzuwenden habe, die sich in den Worten gibt, "Ein freies Feld und keine Vorrechte." Ich bekenne mich bedingungslos zur Freiheit für Mann, Weib und Kind. Soweit ich Proudhons Ansicht in Bezug auf die Aufgabe und Sphäre der Frau kenne, verwerfe ich sie gänzlich, während ich es als willkürlich, unlogisch und mit seiner ganzen Philosophie im Widerspruch stehend betrachte, dass er die Regelung der Familienverhältnisse aus dem Gebiet des freien Uebereinkommens entfernt. Noch bin ich anderseits eifersüchtig auf die von der Bourgeoisie den Frauen erteilten Privilegien und erwiesenen Huldigungen, und teile nicht im entferntesten die Meinung von E. Belfort Bax, welcher sich gegen eine angebliche von den Frauen über die Männer ausgeübte Tyrannei ereifert. Ohne die Existenz einer solchen "Tyrannei" zu leugnen, behaupte ich, dass Herr Bax deren wahre Natur gänzlich verkennt. Männliche Herablassung betrachtet er als Unterwerfung; und die Merkzeichen weiblicher Degradation und Sklaverei verwandeln sich unter seinem schiefen Blick in Eigenschaften der Selbstherrlichkeit. Tschernychewsky bekundet die richtige Auffassung dieses Gegenstandes, wenn er Véra Pavlovna sagen lässt: "Männer sollten nicht die Hände der Frauen küssen, indem darin für die Frauen eine Beleidigung liegt, denn es bedeutet, dass die Männer sie nicht als menschliche Wesen betrachten wie sich selbst, sondern der Ansicht huldigen, dass sie sich vor einer Frau in keiner Weise ihrer Würde begeben können, so tief unter ihnen steht sie, und dass keinerlei der Frau erzeigte affektirte Achtung ihre eigene Superiorität vermindern könne." Was Herrn Bax auf Seite der Männer als Servilität erscheint, ist eigentlich nur dem Schaden noch hinzugefügter Spott.

Indem ich also die Tatsache des Schadens und Spottes, über welche sich die Frau beklagt, anerkenne, sympathisire ich mit ihrem Streben zur Erlangung des Rechts der Selbstbestimmung wie der Freiheit und Gelegenheit für ihre Entwicklung. Und wenn der Wunsch, ihres eigenen Glückes Schmied zu sein, den ganzen Inhalt und das ganze Wesen der Frauenfrage ausmachte, dann wäre letztere für mich eine überwundene Frage gewesen.

Fürs Erste sind die Frauen Sklaven des Kapitals. Soweit ist ihre Sache die Sache auch der Männer, obwol das Joch des Kapitalismus mit erdrückenderer Wucht auf ihnen lastet. Diese Sklaverei würde Staat und Gesetz nicht einen einzigen Tag überdauern, denn ihr Fortbestand zieht seine Nahrung aus keiner andern Wurzel.

Ausser dieser Last der ökonomischen Abhängigkeit, sind die Frauen noch dem Elend unterworfen, das Eigentum, die Werkzeuge und die Spielpuppen der Männer zu sein, ohne die Macht, gegen den Gebrauch ihrer Person, ohne ein Mittel, gegen den Missbrauch derselben seitens ihrer männlichen Beherrscher zu protestiren und sich zu wehren. Diese Sklaverei ist durch Sitte, Vorurteil, Ueberlieferung und die herrschenden Anschauungen über Moral und Reinheit geheiligt. Intelligenz ist das Heilmittel dafür. Männliche Rohheit und Grausamkeit werden in demselben Grabe verschwinden, in welchem aller Aberglauben und alle fixe Ideen der Männer wie Frauen für ewig bei Seite gelegt werden.

Normale ökonomische Verhältnisse wie vermehrte Gelegenheiten für intellectuelle Entwicklung sind in diesem Falle, wie in allen andren auf das soziale Problem bezüglichen Fällen, die unerlässlichen Bedingungen des Fortschritts. Es wäre müssig, die Möglichkeit irgend einer Veränderung unter den heutigen industriellen und politischen Einrichtungen zu besprechen. Die Frau muss sich heutzutage damit begnügen, die ihrem Herzen zunächst liegende Sache indirekt zu fördern: sie muss einfach ihre Macht — und selbst der Selbstsüchtigste unter uns wird ihr mehr Macht wünschen — mit derjenigen des Mannes vereinigen zu dem Versuch, zwischen Kapital und Arbeit die gerechten Beziehungen zu schaffen. Und erst nachdem die materielle Grundlage der neuen sozialen Ordnung erfolgreich gelegt sein wird, wird die eigentliche Frauenfrage hervortreten und die Aufmerksamkeit für sich in Anspruch nehmen.

Lassen Sie uns hier den Versuch machen, das Problem, das Heilmittel, sowie den Gedankengang, aus welchem sich erstere ergeben, kurz zusammenzufassen, soweit wir den Standpunkt der fortgeschrittensten Radikalen in unseren Reihen verstehen.

"Die Frau muss im Genuss gleicher Rechte und gleicher Freiheit und mit dem Manne in jeder Hinsicht auf gleichem Fusse stehen. Sie müssen ihre Verträge auf der Basis absolut gleicher Bedingungen abschliessen." Wie ist dieses Verhältniss herzustellen und aufrecht zu erhalten?

"Für Frauen, welche frei sein und bleiben wollen, ist die ökonomische Unabhängigkeit die erste und wichtigste Erwägung. Wenn die Frau aufhört, für sich selber zu sorgen und sich für ihren Lebensunterhalt an den Mann zu wenden beginnt, entäussert sie sich ihrer Unabhängigkeit, ihrer Würde und der Gewalt, sich Achtung zu verschaffen. Volle Kontrole über ihre eigene Person wie über ihre Sprösslinge ist das nächste wesentliche Erforderniss. Sie muss sich niemals des Rechts begeben, über ihre Reize frei zu verfügen, und an Niemand muss sie das Privilegium abtreten, die Bedingungen zu bestimmen, unter welchen sie den Beruf der Mutterschaft übernehmen soll. Ewige Wachsamkeit ist der Preis der Freiheit.

"Da der Kommunismus das Grab der Individualität ist, muss sich die Frau davor hüten, je ihr eigenes Privatheim aufzugeben, über welches sie selbstherrlich waltet, um auf das Gebiet des Mannes überzugehen. Jemand muss in der Familie herrschen und die Chancen sind entschieden dagegen, dass die Oberherrlichkeit in ihre Hände gerate, selbst wenn dies der andern Alternative vorzuziehen sein sollte.

"Das Ideal ist folglich: unabhängige Männer und Frauen, in unabhängigen Häuslichkeiten ein getrenntes und unabhängiges Leben führend, mit der vollen Freiheit, Verhältnisse einzugehen und zu lösen, wie mit vollkommen gleichen Gelegenheiten und Rechten an Glückseligkeit, Entwicklung und Liebe."

Schön wie dieses Ideal einigen Leuten erscheinen mag, muss ich gestehen, dass es mich nicht mit Begeisterung erfüllt. Im Gegenteil erscheint es mir als unnatürlich, unmöglich und gänzlich utopisch. Indem ich die Freiheit bewillkommne, sehe ich keine solche Resultate voraus.

Möge kein Leser voreilig meinen Mangel an nüchternem Denken verurteilen und mich für einen Sentimentalisten und Träumer erklären. Ich bin die Prosa und Nüchterheit selber. Der "moralische Sinn" geht mir gänzlich ab. Das Verbrechen erweckt keine Indignation in meiner Brust, das Laster erfüllt mich nicht mit Abscheu. Die "Tugend" besitzt in mir einen sehr kleinmütigen Verfechter. Zum Beispiel, das Gezeter und Geschrei gegen die Prostitution bewegt mich nie zu einem starken Gefühlsausbruch. Ich kann nicht anders, als es für durchaus passend und natürlich zu betrachten, dass eine Frau für den geschlechtlichen Verkehr mit Männern pekuniäre Vergütung acceptire, gerade wie sie eine solche Vergütung acceptirt für andere Dienstleistungen, welche die Verausgabung von Zeit und Arbeitskraft bedingen. Die Idee der Heiligkeit des Geschlechts erscheint mir als ein Ueberbleibsel und Resultat des altertümlichen Kultus der Geschlechtsorgane, welchen die christliche Theologie unbewussterweise assimilirte und ihren eignen mystischen Lehren einverleibte. Und, obgleich die Mysterien der Liebe noch unerklärt sind, so darf man doch *à priori* die Behauptung wagen, dass ein gut Teil dessen, was darüber geschrieben worden ist, Unsinn und pure Einbildung ist. Daraus mag man ersehen, dass was ich über diesen Gegenstand zu sagen habe, nicht aus dem Gemüt stammt, sondern das Resultat ruhigen Denkens und reifer Ueberlegung ist.

"Das Recht" ist ein wohlklingendes Synonym für "die Macht," — eine melodische und milde Bezeichnung, welche den religiösen Bunthornes das harsche "Macht" ersetzt. Das "Recht" an eine Sache bedeutet das Vermögen, dieselbe vorteilhaft zu sichern. Die Rechte eines Individuums sind durch seine körperlichen und geistigen Eigenschaften bestimmt. Dasselbe hat ein Recht, Alles anzueignen und zu geniessen, was in seiner Macht liegt. Wenn alle Menschen intelligent und geistig frei wären, dann gäbe es keine Veranlassung für theoretische Aufklärung und die Propaganda des Prinzips der Rechtsgleichheit. Jeder verbliebe selbstverständlich im vollen Besitze seines Eigentums. Aber in Ermangelung dieser Intelligenz herrscht das Chaos. Einige bringen es fertig, Anteile zu erlangen, welche ihr individuelles Vermögen nach dieser Richtung weit übersteigen, und Andere lassen es unwissender- und stupiderweise zu, dass pfiffige Leute sie mir nichts dir nichts in ihren Dienst stellen und missbrauchen. Folglich ist es geboten, ihnen die Augen über die Tatsache zu öffnen, dass ihre Resultate ausser allem Verhältniss zu ihrer Verausgabung von Energie stehen, sowie sie über ihre vollkommene Fähigkeit zu belehren, sich den ganzen Ertrag zu verschaffen und zu behalten ohne irgend welche äussere Unterstützung. Anstatt aber zu sagen, "Ihr *könnt* es nehmen," sind wir genötigt, von ihrem "Recht," es zu nehmen, zu sprechen, — so haben Gaukler und listige Gauner ihre Ideen bezüglich der wahren und wirklichen Eigentumsmittel verwirrt. Aber es ist klar, dass sich Niemand über das Recht, Etwas zu tun, das nicht getan werden kann, herumstreiten würde.

Was wird von diesem Standpunkt aus aus der Forderung gleicher Rechte und Gelegenheiten in den Beziehungen der Geschlechter? "Worte, Worte, Worte," ohne Sinn und Bedeutung. Was nützen der Frau alle Protestationen und Forderungen nach Gleichstellung mit dem Manne, da die Natur sie doch mit so entschiedenen Nachteilen auf den Lebenspfad gesetzt hat? Um einen ihrer stärksten natürlichen Triebe zu befriedigen, muss sie sich mit dem Manne in ein Verhältniss einlassen, dessen bürdevolle und schmerzliche Folgen sie allein zu tragen hat. Während die Beteiligung des Mannes dabei durchgängig eine angenehme ist, erkauft sich die Frau ihr Vergnügen zu einem enormen Preis. Und der Verlust der Frau ist hier des Mannes reiner Gewinn. Bis zu dem Augenblick, wo sich die Frau mit dem Manne zum Zwecke der Fortpflanzung verbindet, mag sie als dem Manne ebenbürtig betrachtet werden, — abgesehen von physischer Stärke, Gewicht und Qualität des Gehirns, etc., was hier weder besprochen werden kann noch muss. Unter gerechten und normalen Verhältnissen würde ein junges Mädchen in Bezug auf die Versorgung ihrer materiellen und geistigen Bedürfnisse dieselben gleichen Rechte geniessen, wie der junge Mann. Oekonomische Unabhängigkeit, Erziehung, Bildung und Veredlung, — alles Dieses wäre innerhalb ihres individuellen Bereichs. Aber sobald sie mit dem Manne ein Liebesverhältniss eingeht und elterliche Verpflichtungen und Verantwortlichkeiten übernimmt, ist Alles plötzlich anders. Sie ist nicht länger die Ebenbürtige ihres männlichen Genossen. Einige Zeit vor und lange Zeit nach der Geburt ihres Kindes ist sie nicht im Stande, ihre Unabhängigkeit zu bewahren und sich selber zu versorgen. Sie bedarf fremder Pflege, Hülfe und Dienste. Sie ist auf den Mann angewiesen, den sie zum Vater ihres Kindes gemacht hat, und dem aus dem neuen Verhältniss keine Unannehmlichkeiten erwachsen sind. Mit der Gleichheit der Bedingungen für die eigene Versorgung verschwindet jede andere Gleichheit — eine Tatsache, welche die Befürworter der Gleichberechtigung der Geschlechter nicht allein gut genug kennen, sondern die sie auch fortwährend als ein ausgezeichnetes Argument zu Gunsten der ökonomischen Unabhängigkeit der Frauen vorbringen. Sicherlich sollten sie also auch nicht die grausame, illusion-zersetzende Tatsache der natürlichen Ungleichheit der Geschlechter vernachlässigen, welche aus der grossen Verschiedenheit der Folgen entsteht, welche der die Fortpflanzung bezweckende geschlechtliche Verkehr für die dabei Beteiligten nach sich zieht. Die Frauen müssen entweder von ihren männlichen Genossen die Deckung des bei dieser Gelegenheit für sie entstehenden Defizits erwarten, — und damit würde der Grund gelegt für den Despotismus auf der einen und die Unterwerfung auf der andern Seite, — oder aber sich den Lebensunterhalt sichern durch übermässige Arbeitsleistung oder ökonomische Haushaltung während den von den angeführten Bürden und Beschwerden freien Zwischenräumen, — und damit würde das Dasein für sie erschwert wie die Gelegenheit für Bildung und Lebensgenuss vermindert. In beiden Fällen — Ungleichheit.

"Geringe Kinderzahl," so lautet zweifellos eine als Lösung dieser Schwierigkeit vorgeschlagene Antwort. Aber ist das zu wünschen und ist es im Einklang mit unserer Auffassung eines künftigen glücklichen Zustandes? Kinder sind eine Freude und ein Segen für Eltern, welche die Armut oder die Furcht vor der Armut nicht in unnatürliche, misstrauische, brutale und ewig unzufriedene Wesen verwandelt. Ich teile nicht gerade Herrn Lloyd's Zweifel hinsichtlich der Vorzüglichkeit des Mottos, "Mehr und bessere Kinder," im Vergleich mit dem Motto, "Weniger und bessere Kinder"; denn, obgleich kein Malthusianer, bin ich doch der Ansicht, dass einige Gesellschaftsklassen ihre Tätigkeit in Sachen der Fortpflanzung sehr wohl mässigen könnten. Aber ich glaube nicht, dass menschliches Glück etwas dabei gewönne, wenn die Einschränkung zum Extrem geführt würde. Ausserdem kann diese Kontrole über die Natur einzig auf dem Wege künstlicher Schutzmittel oder durch Beobachtung der Enthaltsamkeit erfolgreich durchgeführt werden, — Methoden, die Niemand empfehlen wird, es sei denn als notwendige Uebel, zu welchen man aber nie greifen soll ohne triftige Gründe.

Allerdings, wenn — wie es ziemlich festgestellt zu sein scheint — geistige Betätigung, Zutritt zu andern Vergnügungen und im Allgemeinen eine komfortable Lebensstellung in der Tat eine Mässigung der Fruchtbarkeit und eine Verringerung der Geburten bewirken, dann wird dies letztere Problem unter den neuen Lebensbedingungen in sehr glücklicher Weise gelöst sein. Aber diese Aussicht, während sie die Herzen der Befürworter kleiner Familien erfreuen mag, schafft kaum eine Erleichterung für Diejenigen, mit deren Lage wir hier hauptsächlich beschäftigt sind.

Voraussetzend, dass der Geschlechtstrieb bei den Frauen nicht stärker ist als bei den Männern (Einige halten dafür, dass er viel stärker sei), wird sich bei diesem natürlichen Antagonismus stets ein Vorherrschen von Mächten und Einflüssen zu Gunsten des Mannes geltend machen. Der Mann hat kein Motiv, sich die Befriedigung des Geschlechtstriebs zu versagen ausser insofern, als er abgeneigt sein mag, Schmerz und Leiden zu verschulden oder auch nur seine Lieben dasselbe ertragen zu sehen, während die Frau, wie wir gesehen haben, ihre höchsten Interessen aufs Spiel setzt, wenn sie ihren natürlichen Trieben folgt.

Indem ich es den Befürwortern des unabhängigen Heims überlasse, diese Schwierigkeiten für mich zu lösen, möchte ich hier die Frage aufwerfen, worin das Uebel oder die Gefahr des Familienlebens bestehen würde, wenn es, nachdem unter einem rationelleren industriellen System die ökonomische Notwendigkeit desselben, soweit die Frau in Betracht kommt, beseitigt wäre, zur Förderung der höheren Zwecke und auf freien Wunsch beider Teile des Vertrags erhalten werden sollte? Warum sollten die Liebesverhältnisse nicht so ziemlich wie heute bleiben? Würde sich nicht nach Abschaffung der Tyrannei wie der impertinenten Einmischung von Staat und Kirche das Verhältniss zwischen Ehemann und Ehefrau stets als ein Verhältniss zwischen wahrhaft Liebenden erweisen? Zwischen wahrhaft Liebenden, die sich wirklich ergeben sind, ist das Verhältniss ein ideales. Aber die gesetzliche Ehe ist das Grab der Liebe; materielle Bedingungen wie die herkömmlichen Begriffe von Tugend und Moral zerstören die Individualität der verheirateten Frau, und sie wird zum Eigentum ihres Ehemannes. Man beseitige diese, und das Zusammenleben hört auf, ein Uebel zu sein. Die Familienverhältnisse in jenem Zustand werden sich als vollkommen erweisen so lange sie überhaupt bestehen werden.

Die Leser von "Was tun?" wissen, wie Tchernychewskys Heroen ihr eheliches Leben einrichteten. Dagegen wie gegen ähnliche Pläne gibt es keinen Einwand. Es hängt ab von Temperament und Geschmack der einzelnen Personen. Aber warum ein Mann für die Frau, die er liebt, kein "Heim gründen" soll, kann ich nicht einsehen. Während er den Lebensunterhalt besorgt, erzieht sie die Kinder und umgibt ihn mit Komfort. Wenn sie nicht mehr glücklich zusammen leben können, gehen sie auseinander. Und wie in der Welt des Handels die Furcht vor wahrscheinlicher Konkurrenz genügt, um ein monopolistisches Unrecht zu verhüten ohne die Konkurrenz wirklich hervorzurufen, so wird auch in dem auf der Freiheit beruhenden Familienleben die Wahrscheinlichkeit oder vielmehr Gewissheit der Empörung seitens der Frau auf die geringste despotische Kundgebung hin den Mann zur Vorsicht in seinem Betragen ermahnen, und folglich zu Frieden und Achtung zwischen ihnen führen.

Ich verschliesse mich nicht gegen die Tatsache, dass mein Ideal das Element des Kommunismus enthält, und auch für die gegebene Zeit die Vereinigung der Liebe auf Eine Person des entgegengesetzten Geschlechts bedingt. Aber solange dies eine spontane Folge der Freiheit ist, ist es theoretisch nicht mehr zu beklagen als besonders anzuempfehlen. Persönlich halte ich aber dafür, dass zwischen Liebenden der Kommunismus in einer Form unvermeidlich ist, und dass die "Varietät" in der Liebe nur ein temporäres Bedürfniss einer gewissen Periode ist. Ein gewisses Mass von Erfahrung ist in Sachen der Liebe ebenso geboten, wie in irgend einem andern Zweige menschlicher Angelegenheiten. Varietät mag ebenso gut die Mutter der Einheit (oder besser, der Zweiheit) sein, wie Freiheit die Mutter der Ordnung ist. Die Unbeständigkeit junger Leute ist sprichwörtlich. Aber die Freiheit, zu experimentiren und Studien in der Liebe zu machen, könnte dahin führen, dass jeder Apollo schliesslich seine Venus findet und sich mit ihr in ein harmonisches und idyllisches Leben zurückzieht.

Ueber die letzten beiden Phasen dieser Frage könnte noch viel mehr gesagt werden. Ich werde bei einer spätern Gelegenheit auf sie zurückkommen.

Meine Auslassungen sind weit davon entfernt, systematisch oder klar zu sein, aber es ist nicht meine Absicht, irgend etwas Positives und Endgültiges vorzubringen. Ich wünsche einfach, eine Diskussion anzuregen und von denjenigen Lesern von Liberty, welche im Gegensatz zum Schreiber Dieses eine mehr oder weniger vollständige Lösung der "Frauenfrage" im Geiste tragen, eine bestimmte und gründliche Erörterung derselben zu fordern. VICTOR.

Die "Galveston News" behauptet, dass nicht Kenntnisse und Weisheit genug in allen Regierungen der ganzen Welt vorhanden seien, um beim besten Willen den Bedarf an Vegetabilien und Obst einer einzigen Stadt so gut zu reguliren, wie dies auf einer freien Wagenstrasse durch die Farmer, Gärtner und Käufer selbst geschieht. Die Produzenten vermehren die Erzeugnisse, um die grössere Nachfrage zu befriedigen, und die Käufer nehmen den Ueberfluss, wenn der Preis sinkt, weil sie wissen, dass das Angebot nachlassen wird. Die Regierungen sind ungefähr die "dümmsten Jungen," die es gibt, wo es sich um Angelegenheiten der Individuen handelt, und sind im Durchschnitt auch nicht viel wert zur Erfüllung ihrer eigentlichen Pflichten — Erhaltung des Friedens und Ausübung voller Gerechtigkeit gegen alle Klassen. Ueberliesse man die Menschen ganz sich selbst, so würden sie nicht so viele Torheiten begehen, als unter der Vormundschaft unserer erbärmlichen Regierungen und Gesetzgeber.

Fortsetzung von Seite 5.

ich weiss, je zur unbehinderten Anwendung gelangte, und dass wenn mein Wissen in dieser Hinsicht mangelhaft ist, es an Herrn Most liegt, die Lücke durch eine genaue Spezifikation von Tatsachen auszufüllen; dass unter gleichen Umständen diejenigen Völker und diejenigen Zeitabschnitte das grösste materielle Wohlergehen aufweisen, in welchen die finanziellen Institutionen sich der Proudhonschen Idee annäherten; dass die Proudhonschen Werke zur Hälfte zu verstehen besser ist, als sie gar nicht zu verstehen; dass eine Anzahl intelligenter Personen aus meinem Bekanntenkreise, welche die "Freiheit" gründlich lesen, mir mitteilen, dass es ihnen nicht gelungen sei, einen solchen Vorteil daraus zu ziehen, wie ihn Herr Most mir verspricht; dass gerade in der jüngst verflossenen Zeit ein Buch von mehreren hundert Seiten in Paris erschienen ist, welches Proudhons Banktheorien in fähiger Weise darlegt und verficht, — "La Question Sociale," von Emile Chevalet; dass viele Ideen von der höchsten Bedeutung in die Welt geworfen worden sind, nur um unter dem Druck der Reaktion Jahre lang im Verborgenen liegen zu bleiben, ehe sie wieder auftauchten und ihre Verwirklichung fanden; und dass es durchaus der Wahrheit gemäss ist, dass die ökonomischen Privilegien mit der Abschaffung der politischen Tyrannen verschwinden werden, — eine Tatsache, welche die individualistischen Anarchisten den "kommunistischen Anarchisten" gegenüber stets betont haben, welch letztere aber beharrlich auf der Behauptung bestanden, dass die Abschaffung des Staates nicht genüge, und dass eine besondere Kampagne gegen die ökonomischen Privilegien nötig sei. In diesem letzten Satze seiner Schlussworte begibt sich Herr Most seines ganzen Standpunkts. T.

Die Staatssozialisten exempliren fortwährend mit dem Postwesen als einem guten Beispiel von der Vorzüglichkeit des Staatsbetriebs dem Privatunternehmen gegenüber. Doch da kommt nun der Fort Worther "Southwest," ein Blatt mit vorzugsweise staatssozialistischen Neigungen, und sagt, dass eine Herabsetzung des Briefportos von geringerer Wichtigkeit sei, als eine Verbesserung des Dienstes, welcher durch eine falsche Sparsamkeit bis zu einem nicht zu entschuldigenden Grade heruntergekommen sei. Bis sich die Staatssozialisten darüber einigen können, dass das Postwesen gut verwaltet wird, sollten sie sich anderweitig nach einem Muster der öffentlichen Administration umsehen. Ich habe im Ganzen genommen ziemlich viel mit dem Postdepartement dieses Landes zu tun und ich habe genug gesehen, um mich zu überzeugen, dass wenn ich mir zu einer gründlichen Untersuchung seines Getriebes die Zeit nehmen würde, ich es als eine der stupidesten und jämmerlichsten Misswirtschaften hinstellen könnte.

Macht ist Recht.

Es gibt zwei Sorten von Menschen, welche den Staat als Inhaber der Macht verehren, und ihm als solchem auch die Kompetenz zuerkennen, über die Begriffe von Recht und Unrecht zu entscheiden. Die eine dieser beiden Sorten wird gebildet von den extremen Monarchisten, für welche der Staat sich in dem Monarchen konzentrirt, welch Letzterer die zur Bestimmung des wahren Rechtes erforderliche Weisheit direkt von Gott bezieht. Die andere der beiden erwähnten Menschensorten sind unsere strenggläubigen Republikaner, für welche das Menschengeschlecht mit den Pilgervätern, die Weltgeschichte mit Washington beginnt, und welche Niemanden als Mensch anerkennen, ohne dass er sich durch die vorschriftsmässige Feier des Sabbaths und durch die richtige Begeisterung für den vierten Juli legitimirt.

Die Formel des Rechtes für die erstere der beiden Menschensorten heisst: "Der König will's," für die letztere: "Die Mehrheit regiert." Der Unterschied in diesen beiden Rechtsformeln mag auf den ersten Blick gross erscheinen, ist in Wirklichkeit aber ganz unwesentlich. In beiden ist Gott die Quelle der Rechtsbegriffe, Gott erleuchtet den Verstand des Königs, dass er nur das Rechte befiehlt, und Gott regiert die Majorität, dass sie nur den richtigen Stimmzettel in den Kasten werfen kann.

Nun gibt es heutzutage noch eine dritte Menschensorte, welche weder die Unfehlbarkeit des Königs, noch die der Majorität als selbstverständlich betrachtet. Die Zahl dieser Zweifler ist allem Anschein nach schon grösser, als die der Strenggläubigen. Mit dem Zweifel regt sich die Kritik, und diese bringt immer mehr Tatsachen zum Vorschein, welche sowol den Willen des Königs, als auch das Votum der Majorität als die ungeeignetsten Autoritäten zur Bestimmung des Rechtes hinstellen. In der Wissenschaft hat man diese Tatsachen längst erkannt und auch praktisch anerkannt, indem man die Entscheidung wissenschaftlicher Fragen weder der offiziellen Diktatur eines Einzelnen, noch einem Majoritätsvotum anvertraut: "Ueber wissenschaftliche Fragen darf nicht abgestimmt werden!"

Warum macht man es in der Politik nicht auch so? Diese Frage gilt natürlich nur der letzten von den drei angeführten Menschensorten; die beiden erstern handeln nämlich ganz konsequent, wenn sie Gehorsam, entweder gegen den Willen des Gottgesalbten, oder gegen das Votum der Majorität, als das höchste Gebot des Rechtes, verlangen; diese letzte Menschensorte aber, wie kommt sie dazu, so hartnäckig auf die Notwendigkeit der Herrschaft (wenn auch nicht eines Fürsten) so doch einer Majorität, hinzuweisen? Sie schwärmt bei allem scheinbaren Enthusiasmus für die Majoritätsherrschaft doch fast immer für Freiheit, was man beim besten Willen nicht anders deuten kann, als das Verlangen nach Einschränkung der Herrschaft.

Soviel ich sehen kann, sind es zwei Gründe, mit welchen diese Menschen ihr sonderbares Verhalten rechtfertigen wollen: Erstens glauben sie, und zwar mit Recht, dass die Menschheit das, was man Zivilisation nennt, nur bei geordnetem Zusammenleben bewahren und vervollkommnen kann; zweitens sind sie überzeugt, dass die sündige menschliche Natur immer dahin strebt, dass der Stärkere über den Schwächeren sich die Herrschaft aneigne, und dass diese Herrschaft am erträglichsten sei und dem Rechte am nächsten komme, wenn sie von der Majorität ausgeübt werde. Auch das ist richtig, ja es darf sogar behauptet werden, dass die wirkliche Majorität ihren Willen auch durchführen *kann*, weil sie die Macht dazu hat, und dass die Ausrottung dieser Macht eine Unmöglichkeit ist.

Wo bleibt denn da der Anarchist? wird Mancher verwundert fragen; der hat ja ebensowenig Lust, in den "Urzustand" zurückzukehren, wie Herr Boppe, und für das Vergnügen, seinem Stammverwandten, dem Affen, wieder brüderlich die Hand zu reichen, kann er sich auch nicht begeistern, und trotz alledem glaubt er auch nicht an ein mögliches Avancement zum Engel, von welchem selbst Herr Boppe grosses Heil für den Anarchismus erwartet. Ja, dieser Anarchist wird noch Herrn Boppe dazu treiben, die individuelle Freiheit gegen ihn zu verteidigen; denn er bekennt sich zu dem Grundsatze: "Macht *ist* Recht." Aha! jetzt haben wir's; das ist Einer von den Dynamitanarchisten!

Diese Besorgnisse und Vermutungen sind alle falsch. Als Anarchist bekämpfe ich den Staat eben weil er es *verhindert*, dass Macht auch Recht sei. Die Ansicht ist eben falsch, dass der Staat, ob monarchisch oder republikanisch, der wirklichen Macht die Sorge für das Recht anvertraue, sondern beide *fesseln* die Macht in ihrer natürlichen Tendenz, das wirkliche Recht auszuführen.

Die wirkliche Macht ist die Summe der vereinten Kräfte der meisten Menschen in einer gesellschaftlichen Organisation. Das wirkliche Recht (insofern es nämlich praktische Bedeutung hat) ist die Summe der individuellen Wünsche dieser Majorität. Ein absolutes Recht lässt sich überhaupt nicht aufstellen. Die Begründung unserer Rechtsbegriffe ist in dem Sprichwort gegeben: "Was du nicht willst, das man dir tu,' das füg' auch keinem Andern zu." Hiernach müssen wir das, was wir für uns selber als Recht beanspruchen, auch Andern als solches zugestehen, und die Handlungen, welche wir als ein *uns* zugefügtes Unrecht betrachten würden, auch, wenn sie gegen Andere gerichtet sind, als solches ansehen. Macht Jemand in dieser Beziehung einen Unterschied zwischen sich und Anderen, so gerät er mit sich selbst in Widerspruch, und mit dem Nachweis dieses Widerspruches überführt man ihn eines Unrechtes. Weiter aber kann unsere Definition von Recht und Unrecht nicht gehen. Wenn es z. B. ein chinesischer Mandarin für Recht hält, dass er sich selber auf Befehl seines Herren den Bauch aufschlitze, so kann man ihm auch nicht beweisen, dass es unrecht sei, wenn *er* willkürlich mit dem Leben *seiner* Untergebenen verfährt.

Hat denn nun die Macht, wie ich sie vorhin definirt habe, eine natürliche Tendenz, das soeben erklärte Recht auszuüben? Liegt in jedem Individuum von Natur die Neigung, keinen Unterschied in der Auffassung des eigenen Rechtes und des fremden zu machen? Es wäre eine starke Anmassung, diese Frage zu bejahen. Nein, auch bei dem besten Menschen wird noch ein Unterschied zu Gunsten des eigenen *Ich* gemacht. In einer Gesellschaft aber, wo jedes Ich den gleichen Spielraum hat, wird diesem Hang zur ungleichartigen Beurteilung des Rechtes eine natürliche Grenze gesetzt; das Streben des Einen nach Bevorzugung seines Ichs, wird durch das gleiche Streben des Anderen in Schranken gehalten, und der beständige Widerstand hemmt die Entwicklung der natürlichen bösen Neigung. Der Massstab des Rechtes wird Jedem beständig vor Augen gehalten, und er lernt das Recht Anderer respektiren, weil er über sein eigenes beständig zu wachen hat. So bildet sich denn in der freien Gesellschaft aus der Summe der individuellen Kräfte die wirkliche Macht, welche die Summe der individuellen Wünsche als wirkliches Recht zur Ausführung bringt. Hier ist *Macht* auch *Recht*.

Das ist etwas wesentlich Anderes, als der heutige Staat. Dieser Staat ist eine künstliche Maschinerie, welche die wirkliche Macht in ein willenloses Werkzeug verwandelt; welche das lebendige Rechtsgefühl durch todte Formeln ersetzt, und dem Ohnmächtigsten Gelegenheit bietet, die Macht nach seinem Willen zu lenken.

Ich habe schon öfters die Aeusserung gehört, dass die Deutschen selber Schuld daran wären, dass sie sich zu Kanonenfutter gebrauchen liessen; sie brauchten ja einfach nicht zu gehen, wenn sie zur Fahne gerufen und in den Krieg geschickt würden, was könnten ihnen dann ihre Herrscher anhaben? Ja, das ist es eben; diese gewaltigen Millionen sind eher im Stande, wider ihren Willen, auf Befehl eines Einzelnen ganz Europa in einen Trümmerhaufen zu verwandeln, als ihrem gemeinsamen sehnlichsten Wunsche gemäss, friedlich zu Hause zu bleiben. So aber ist es in anderen Staaten auch. Wer kann da noch behaupten, dass die Macht regiert?

Ist es in der Republik wesentlich anders? Viele meinen es, trotzdem die Tatsachen das Gegenteil bezeugen. Ich entsinne mich, einst gelesen zu haben, dass in dem freien Massachusetts zweitausend bewaffnete Männer einen entlaufenen Sklaven wieder zurück transportirten, trotzdem sie das Sklavenjagdgesetz verabscheuten und, nur ihren Gefühlen folgend, den Sklaven lieber gegen seine Verfolger verteidigt hätten. Zeigt sich da die Macht nicht *auch* unter jenem geheimnissvollen Banne, welcher mehr vermag, als ihr eigener Wille? Herr Boppe stellte einst die kühne Frage, gegen wen denn das Volk in einer Republik Revolution machen sollte, ob etwa gegen sich selbst? Gleichzeitig behauptet aber derselbe Herr Boppe, dass in einer Monarchie die Revolution unvermeidlich sei. Ich möchte nun gern wissen, gegen wen das Volk *dort* revoltirt; etwa gegen den Fürsten und die paar Adlige, — die Millionen gegen wenige Hunderte? Lächerlich! Das Volk revoltirt *immer* gegen sich selber; denn ausser ihm gibt es keine Macht, auch in Russland nicht. Die Soldaten, die Polizei und die Henker kommen sämmtlich aus dem Volke, und es gibt immer genug von der Sorte, die sich eher den Schädel einschlagen lassen, als dass sie sich von dem Banne befreien könnten, der ihre Handlungen der Kontrole ihres eigenen Willens entzieht.

Instinktiv fühlen es die herrschenden Klassen wohl, dass ihre Herrschaft *nicht* auf ihrer Macht beruht, darum zittern sie beständig vor der Gefahr, dass die wirkliche Macht zum Selbstbewusstsein erwachen könnte; darum nähren sie so geflissentlich den Glauben, dass der Gehorsam eine so hohe Tugend, ein Selbstzweck wäre; darum endlich suchen sie durch wütende Verfolgung und Verketzerung alle Jene unschädlich zu machen, welche über die wirkliche Macht und das derselben entsprechende Recht Klarheit verbreiten.

Der trügerische Unterschied, welcher zwischen Monarchie und Republik gemacht wird, schrumpft erheblich zusammen, wenn man erkennt, dass die Macht in *jedem* Staate in der Majorität, nahezu der Totalität des Volkes ruht. Nur der Grad, in welchem diese Macht ihres eigenen Willens beraubt wird, ist das Wesentliche im Unterschiede. Die Macht wird stets von ihren eigenen Kreaturen tyrannisirt. Die Tyrannei ist um so drückender, je heiliger und unverletzlicher die Macht die von ihr selbst geschaffenen Herren ihres Willens hält. Die Heiligkeit und Unverletzlichkeit ist über die vornehmste Stütze des Staates. Der Staat muss daher in demselben Masse weichen, in welchem die wirkliche Macht Besitz von ihrem Rechte ergreift.

PAUL BERWIG.

Unter diesem Zeichen kämpft auch Libertas.

[Ralph Waldo Emerson.]

Wir leben auf einer niedern Stufe der Welt, und entrichten unfreiwilligen Tribut an Regierungen, die sich auf die Gewalt gründen. Es gibt unter den religiösesten und aufgeklärtesten Männern der religiösesten und fortgeschrittensten Völker nicht ein Vertrauen in das moralische Gefühl und ein genügender Glaube an die Einheit der Dinge, um die Ueberzeugung aufkommen zu lassen, dass die Gesellschaft ohne künstliche Einschränkungen aufrecht erhalten werden könne so gut wie das Sonnensystem; oder dass der Einzelne ein vernünftiger Mensch und ein guter Nachbar sein könne ohne den Wink eines Gefängnisses oder einer Konfiskation. Was ausserdem befremdend ist, es gab noch nie einen Mann mit einem genügenden Vertrauen in die Macht der Redlichkeit, um ihn mit dem grossen Vorhaben zu inspiriren, den Staat nach dem Prinzip des Rechts und der Liebe neuzugestalten. Alle, welche sich dieses Vorhaben bisher anmassten, waren einseitige Reformatoren, und liessen in der einen oder andern Form die Oberherrlichkeit des schlechten Staates bestehen. Ich entsinne mich nicht eines einzigen Menschen, welcher die Autorität der Gesetze beharrlich verneinte, auf den einfachen Grund seiner eigenen moralischen Natur hin. Ein solches Vorhaben, voll Genialität und hohen Glaubens, wie es ist, wird nicht gehegt ausser ausdrücklich als ein Phantasiegebilde. Wenn der Mensch, der es zum Ausdruck bringt, sich erkühnt, es als praktisch hinzustellen, so erfüllt er Gelehrte und Kirchenleute mit Abscheu für sich; und Männer von Talent und Frauen von erhabenen Gesinnungen vermögen nicht, ihre Verachtung zu unterdrücken. Nichtsdestoweniger erfüllt die Natur nach wie vor die Herzen der Jugend mit den Eingebungen dieses Enthusiasmus, und es gibt jetzt Männer, — wenn ich in der Tat den Plural gebrauchen kann, — richtiger, will ich sagen, dass ich mich soeben mit einem Manne unterhalten habe, dem keine noch so schwerwiegende gegenteilige Erfahrung es auch nur für einen Augenblick als unmöglich erscheinen lassen wird, dass Tausende von Menschen die erhabensten und einfachsten Gesinnungen gegen einander beobachten könnten, so gut wie eine Gruppe von Freunden oder ein liebendes Paar.